Dash. Montepin. Cobb.

Neuestes belletristisches

Lese-Cabinet

der besten und interessantesten Romane aller Nationen in sorgfältiger Uebersetzung.

Lieferung 117, 118, 119.

Dumas. Berthet.

Von Paris nach Astrachan.

Maquet. Duplessis.

Reisebilder

von

Alexander Dumas.

Foudras. Jewsbury.

Nach dem französischen Manuscripte

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Bulwer. Delisle.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig 1858.

Hartleben's Verlags-Expedition.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

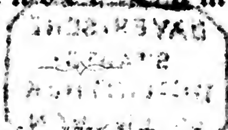
Sand. Paul de Kock. Reade.

Von Paris nach Astrachan.

Reisebilder

von

Alexander Dumas.

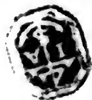


Nach dem französischen Manuscripte

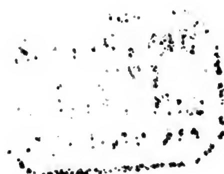
von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Erster Theil.



Pest, Wien und Leipzig, 1858.
Hartleben's Verlags-Expedition.







Vorwort.

Wir haben uns, um unsere längst beabsichtigte Seereise anzutreten, mit Herrn Mazeline, dem besten Schiffsbaumeister in Havre, ins Einvernehmen gesetzt; aber obgleich man ihn, wie Metellus, den Gemal der Clodia, Mazellinus celer, Mazeline den Geschwinden nennen kann, so verlangt er doch mindestens fünf Monate Zeit zur Lieferung eines kleinen Dreimasters von fünfundsechzig Tonnen, aus Gußstahl, mit einer archimedischen Schraube von zehn Pferdekraft, von fünfundzwanzig Meters Länge und dreizehn Fuß Breite, und außer der Wohnung des Capitäns und der Schiffmannschaft noch acht bis zehn Zimmer für uns und unsere Freunde enthaltend.

Dies zur Nachricht für die Freunde, die mitreisen möchten.

Was sollte ich in diesen fünf Monaten anfangen?

Ich hatte eine Idee. Ein Freund hatte mich eingeladen nach Petersburg zu reisen, um daselbst der Brautführer seiner Schwester zu seyn und zugleich dem großen Werke der Freilassung von fünfundvierzig Millionen Leibeigenen beizuwohnen.

Du wirst mir sagen, lieber Leser, daß andere Touristen schon viel über Petersburg geschrieben haben und daß ich Bekanntes wiederholen werde, wenn ich nur die Residenz des Czaren besuche. Ich könnte Dir antworten, daß ich das schon Bekannte anders erzählen werde, aber das würde Dir wahrscheinlich nicht genügen.

Beruhige Dich also, ich gedenke keineswegs in Petersburg zu bleiben. Wenn ich die Schwester meines Freundes unter die Haube gebracht, die Newski-Perspective, die Eremitage, das französische Theater, den taurischen Palast, St. Paul, die Jelagin-Inseln, die Admiralität, die kasansche Kirche, die Statue Peters des Großen gesehen und auf der Newa einige jener schönen hellen Nächte, in denen man selbst die feinsten Schriftzüge der Geliebten lesen kann, zugebracht habe, so reise ich nach Moskau.

Aber auf dem Wege nach Moskau finde ich Twer, die Stadt der zwölftausend Schiffer, mit ihrer 1182 erbauten Festung, ihren schönen Quais und Parkanlagen, ihrem Bazar und kaiserlichen Palast.

Dann kommen wir in die heilige Stadt, die noch voll ist von der Erinnerung an die furchtbare Katastrophe, welche die Riesenpläne und die herrliche Armee des größten Eroberers der neuen Zeit vernichtete. Wir werden das Schloß des Czaren besteigen, um nicht nur die vergoldeten oder grünen Kuppeln der Paläste und Kirchen und den Thurm Ivans des Großen mit der ungeheuern Glocke und die Kathedrale und das Theater zu betrachten, sondern auch die Spur jenes furchtbaren Feuers, das eine Stadt von dreihundertfünfzigtausend Einwohnern in Asche legte, und eine Armee von fünfhunderttausend Mann erfrieren machte, zu verfolgen.

Wir suchen dann, den Fluß hinabfahrend, in den Ebenen an der Moskawa den Ueberrest der großen Redoute, wo Caulaincourt fiel und Ney seinen Fürstentitel erhielt. Wir kehren nach Moskau zurück, um die schon orientalischen Bazars, den Krasnoiplatz und das St. Wladimirthor zu besuchen; endlich erzählen wir die wunderbaren Legenden von Menczikow, dem Pastetenbäcker, und von Katharina, der lithauischen Bäuerin.

Dann reisen wir nach Nishnij-Nowgorod; denn es ist gerade die Zeit der großen Messe, welche von den persischen, indischen und chinesischen Kaufleuten besucht wird, wo man Waffen aus Kaukasien, Silberzeug aus Tula, Panzerhemden aus Tiflis findet; wo man Malachit und Lasursteine in Blöcken verkauft, die Türkisse mit Scheffeln mißt; wo man die Stoffe von Smyrna und Ispahan ballenweise einkauft und den berühmten Karavanenthee mit schwerem Gelde bezahlt.

Wenn unsere Neugierde befriedigt ist, schiffen wir uns auf der Wolga ein, der Königin der europäischen Ströme, welche die Gouvernements Twer, Jaroslaw, Kostrowna, Nishnij-Nowgorod, Kasan, Simbirk, Saratow und Astrachan berührt und sich nach einem Lauf von vierhundertfünfzig Meilen mit sechs Armen in das caspische Meer ergießt.

Hier finden wir Astrachan mit seinen für die Russen, Hindus und Asiaten bestimmten drei Bazars; Astrachan, das den don'schen Kosaken die rechte, den ural'schen Kosaken die linke Hand reicht, im Rücken die unabsehbaren Kirgisen-Steppen, deren Gras im Winde ebenso regelmäßig wogt, wie die Fluten des caspischen Meeres.

Hier verweilen wir einige Tage, um die Männer mit

den langen Bärten, den spitzen Mützen und weiten rothen Hosen wiederzusehen, die Baschkiren und Kalmüken, deren Lanzen, Bogen und Köcher wir in unserer Kindheit mit Schrecken betrachteten — jene seltsamen wilden Gestalten, die ein Schneesturm einst aus den Steppen Asiens forttrieb und wie zu Attila's Zeiten auf unsere Gefilde, in unsere Städte warf. Wir werden Trappen jagen auf den Nachkommen der kleinen Pferde, welche einst im Boulognerwäldchen die Rinde von den Bäumen fraßen und die Statue Napoleons von ihrem Piedestal zu werfen suchten. Nachdem wir die großartigen Fischereien besucht, fahren wir auf dem Dampfboot nach Kisliar, Derbend und Saliars. Von da fahren wir am Kur hinauf bis zu den Karajasteppen, die wir in möglichster Eile durchreisen, um uns nach Tiflis zu begeben.

In der »warmen Stadt«, die wegen ihrer Schwefelbäder diesen Namen führt, ruhen wir ein Weilchen aus, setzen uns an ein Fenster im Palaste der liebenswürdigen Fürstin Marie Galitzin und sehen Europa nach Indien, und Indien nach Europa ziehen.

Wir sind auf der großen Verkehrsstraße in der Hauptstadt Georgiens, die im zwölften Jahrhundert von Dschengis-Khan, im Jahr 1576 von Pascha Mustapha erobert und geplündert wurde. Zweihundert Jahre später wurde sie von Aga Mohammed Khan zerstört; endlich nahmen sie die Russen 1801 in Besitz und bauten sie neu auf. Es ist eine schöne Stadt mit fünfzigtausend Einwohnern.

Wir sind am Fuße des Kaukasus und der Weg führt uns an dem Felsen vorbei, an welchen Prometheus gefesselt war. Wir besuchen auch das Lager Schamyl's, jenes moder-

nen Titanen, der in seinen Bergen gegen die Gewalt der russischen Czaren kämpft.

Ob Schamyl unsern Namen wohl gehört hat, und ob er uns wohl erlauben wird, eine Nacht unter seinem Zelt zu schlafen?

Warum nicht? Die Banditen der Sierra kannten uns ja dem Namen nach und beherbergten uns drei Nächte in ihren Hütten.

Nach diesem Besuch durchziehen wir die Ebene von Stawropol; rechts lassen wir die tatarischen Kalmücken, links die Kosaken am schwarzen Meere. Zu Rostow, am azow'schen Meere, dem Palus Meotides der Alten, machen wir Halt; wir nehmen eine Barke und besuchen Taganrog, wo Kaiser Alexander an Gram starb, — und Kertsch, das alte Panticapea der Milesier, wo Mithridates, von den Römern verfolgt, sich den Tod gab. Von da bringt uns der Dampfer nach Sebastopol, und nach kurzem Aufenthalt in dieser denkwürdigen Stadt fahren wir nach Odessa über.

Ein Donaudampfer bringt mich nach Galacz. Ich befinde mich dann in den Gebieten meiner alten Freunde, der Hospodaren von Jassy und Bukurest, der Stourdza und Ghika. In der Eile begrüße ich den jetzigen Kaimakan, den ich als Kind, als er schon Fürst von Samos war, gekannt habe. Ich sehe zu, ob Semlin und Belgrad noch zum Kriege rüsten, und fahre die Donau bis Wien hinauf. Ich besuche Schönbrunn, den historisch denkwürdigen Palast; Wagram, das Schlachtfeld, an welches sich so furchtbare Erinnerungen knüpfen; die Insel Lobau, wo Napoleon von dem Strome, den er bezwingen wollte, wie Xerxes, die erste Warnung des Schicksals bekam.

Von Wien nach Paris ist nur eine Spazirfahrt; in drei Tagen bin ich wieder zu Hause und kann dem freundlichen Leser sagen: In zwei Monaten habe ich zweitausend Meilen gemacht, erkennst Du mich wieder? Da bin ich.

Dieses Mal soll man nicht sagen, daß ich nicht abreise; mein erster Brief wird von Berlin datirt seyn.

Ich sage dem Leser nicht Lebewohl, sondern auf Wiedersehen.

Alexander Dumas.

I.

Stettin, 19. Juni 1858.

Du siehst, lieber Leser, daß ich Wort halte, und wenn ich auch nicht aus Preußens Hauptstadt schreibe, so schreibe ich doch aus einer preußischen Seestadt.

Ich muß indeß weiter zurückgehen und nicht blos sagen, daß ich in Stettin bin, sondern auch, wie ich hierher gekommen bin. Der rasche Entschluß zu einer Reise nach dem Norden verdient eine Erklärung, und diese will ich lieber selbst geben, um Anderen die Mühe zu ersparen: die Erklärungen, die von Anderen gegeben werden, fallen gemeiniglich nicht zu meinem Vortheil aus.

Wer in Paris seit zwei Monaten zufällig zwischen Mitternacht und vier Uhr Früh über den Platz des Palais-Royal gegangen ist, muß etwas gesehen haben, was die Fiakerkutscher und Gassenkehrer, die einzigen menschlichen Wesen, die das Recht haben, zu diesen Stunden wach zu seyn, in großes Erstaunen setzte.

Der Gegenstand dieser Verwunderung ist der erste Stock des Hôtel des Trois-Empereurs. Der Balcon ist ganz mit Rosenstöcken, Camellien, Rhododendren und Azaleen besetzt; die vier Fenster des Salons stehen offen, um die kühle Nachtluft

einzulassen, es müßte denn Sivori seine reizenden Etuden auf der Geige, oder Ascher seine wunderbar schönen Melodien auf dem Piano spielen.

In diesem Salon sieht man von der Straße etwa ein Dutzend Männer auf- und abgehen und gesticuliren und von Kunst und Literatur, von Politik und Trödel, kurz von allen Dingen, nur nicht von Börse und Agiotage sprechen. Die Unterhaltung ist sehr lebhaft, was jetzt seltener der Fall ist, als man glaubt, seitdem das Cigarrenrauchen überhandgenommen hat und die Soupers aus der Mode gekommen sind.

Eine junge Dame von drei- bis vierundzwanzig Jahren, schlank wie eine Engländerin, anmuthig wie eine Pariserin, lässig wie eine Asiatin, steht von Zeit zu Zeit vom Sopha auf, nimmt den Arm des ihr am nächsten gehenden Herrn und schleppt sich auf den Balcon, wo sie bis an den Gürtel in Blumen begraben erscheint.

Sie athmet mit Behagen die kühle Nachtluft, blickt zerstreut zum Himmel auf, läßt einige Worte fallen, welche, wie die von den Elfen oder Willis gelispelten Worte, für eine andere Welt bestimmt scheinen, und begibt sich in den Salon zurück, um ihre halb orientalische halb europäische Haltung wieder anzunehmen.

Wenn freilich eine Polka oder Mazurka angestimmt wird, so richtet sich die lässige Nordländerin rasch auf und hüpft leicht und lebendig wie ein Mädchen von Sevilla oder Cadix, und ruht erst, wenn die Musik verstummt.

In diesen Momenten der Aufregung, die offenbar ihrem gewöhnlichen Leben fremd sind, verändert sich der Ausdruck ihres Gesichtes, wie ihre Haltung, ihr ganzes Wesen: ihr gewöhnlich mehr schmachtendes als lebhaftes schwarze

Auge sprüht Feuer; ihre sonst blassen Wangen werden rosenroth; die Lippen thun sich auf und lassen kleine, blendend weiße Zähne sehen, die dann mehr zur Drohung als zum Kuß geschaffen scheinen.

Fast jedesmal, wenn sie sich von ihrer Ottomane erhebt, nähert sie sich einem jungen Manne von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren, von mittlerer Größe, mit blassem Gesicht, aber mit seltsam feurigen Augen, deren Blicke einen eigenthümlichen Zauber ausüben, wie die Augen eines Manfred und Lord Ruthwen. Seine Hand war klein und zart, mit Ringen beladen, sein Fuß schmal und echt aristokratisch. Im Vorübergehen bietet sie ihm Stirn und Hand zum Kuß, und mit einem matten Lächeln, das eine Secunde seine blassen Wangen färbt, neigt er sich zu ihr.

Die junge Dame ist die Gräfin, der junge Mann der Graf Kuschelew-Besborodko.

Beide sind Russen; der Gemal gehört einem alten, halb russischen, halb kosakischen Geschlecht an. Seine Vorfahren gehörten zu dem Stamme der saporogischen Kosaken, die hinter den Wasserfällen oder Porogi des Dniepr hausten. Der erste Besborodko, dessen die Geschichte erwähnt, verlor im Türkenkriege das Kinn. Daher sein Beiname Besborodko, der „Kinnlose“. Er hatte sich also seinen Adel wie Götz von Berlichingen verdient: wer auf dem Schlachtfelde säet, hat das Recht, in der Geschichte zu ernten.

Die Familie wird zur Zeit des Andreas Michaelowitsch mit diesem Beinamen erwähnt.

Andreas Besborodko war der letzte Oberrichter der saporogischen Kosaken.

Eines Tages reist der Feldmarschall Runosow durch die

Ukraine und ersucht den letzten Hetman Rasumowskij um einen Kanzleichef. Der Hetman gibt ihm Alexander Besborodko, den Sohn des Oberrichters.

Bald darauf verlangt Katharina II., die bekanntlich eine deutsche Prinzessin war und sehr schlecht russisch sprach, von dem Feldmarschall einen Secretär, der intelligent genug sey, wichtige Schriftstücke zu verfassen. Der Feldmarschall gibt ihr denselben Alexander Besborodko, den er von dem Grafen Rasumowskij erhalten hat.

Der junge Mann soll ihr für den folgenden Tag eine sehr wichtige Arbeit als Probestück bringen. Die Kaiserin erklärt ihm Inhalt und Form des Schriftstückes. Besborodko hört aufmerksam zu und entfernt sich.

Die Arbeit ist lang und schwierig, er muß gewiß einen Theil der Nacht opfern. Aber Besborodko ist jung und lebenslustig: wie hätte er ein genußreiches Souper mit schönen Frauen opfern mögen, um sich bei einer langweiligen Arbeit den Kopf zu zerbrechen? Nein, die Arbeit wird auf den andern Morgen verschoben, und in wenigen Stunden wird seine gewandte Feder zu Papier bringen, wozu ein Anderer einen ganzen Tag brauchen würde.

Besborodko vergißt sich und kommt erst um zehn Uhr Morgens nach Hause.

Er hat der Kaiserin versprochen, seine Arbeit um halb eilf Uhr abzuliefern. Er muß sich durch eine Kriegslist aus der Verlegenheit ziehen: er nimmt sich vor, von einem weißen Blatt Papier eine angebliche Arbeit abzulesen; die Kaiserin wird ihre Bemerkungen dazu machen, er wird sich in sein Arbeitszimmer begeben, seinen Bericht zu verbessern, und statt ihn zu verbessern, wird er ihn abfassen.

Er tritt ein, verneigt sich vor der Kaiserin, nimmt seine angebliche Arbeit aus seinem Portefeuille, tritt unter dem Vorwande, daß er schlecht sehe, ans Fenster und liest von einem weißen Bogen Papier aus dem Stegreife einen wohlstylisirten Aufsatz ab.

Die Kaiserin hört aufmerksam zu, gibt ihre Zustimmung und ergreift die Feder.

»Geben Sie her,« sagt sie, »ich will unterzeichnen; ich habe nicht das Mindeste daran auszusetzen.«

»Wie, Eure Majestät, nicht das Mindeste?«

»Nein. Geben Sie her, ich bin mit Ihrer Arbeit vollkommen zufrieden.«

Ein Ausweg war nicht mehr möglich. Besborodko trat näher, beugte ein Knie und reichte, um Verzeihung bittend, der Kaiserin das weiße Papier.

Katharina sah einen schönen jungen Mann gar nicht ungern zu ihren Füßen. Sie verzieh ihm — nicht in der Weise, wie der Leser vielleicht vermuthet: der alte Feldmarschall hatte seinen Schützling gehörig instruirt.

»Sey bei der Kaiserin was Du willst,« hatte er ihm gesagt, »nur nicht ihr Geliebter.«

Besborodko sträubte sich wie ein Rosenmädchen, und blieb Secretär.

Katharina wurde alt, und ihr Sohn Paul begann jene lange Reihe von Thorheiten, die ihn in so üblen Ruf brachten.

Um sich seiner vor der Hand zu entledigen, verbannte sie ihn nach Gatschina, und bald nachher rief sie Besborodko und dictirte ihm ihr Testament.

Durch dieses Testament schloß sie Paul von der Thron-

folge aus, und das Erbrecht verwerfend, setzte ihre allmächtige Hand die Krone auf das Haupt ihres Enkels Alexander.

Als das Testament verfaßt war, gab sie Besborodko den Befehl, eine Abschrift davon zu machen, und unterzeichnete sowohl das Original als die Copie. Dann sagte sie zu ihrem Secretär:

»Zu Dir allein habe ich Vertrauen, Alexander. Das eine Exemplar des Testaments hinterlege in der Metropolitankirche zu Moskau, das andere im Senat zu Petersburg, und nach meinem Tode wirst Du für die Vollziehung meines letzten Willens sorgen.«

Besborodko verneigte sich und reiste mit den beiden Testamenten ab.

Acht Tage nachher kam er zurück.

»Hast Du gethan, was ich Dir befohlen?« fragte Katharina.

»Ja, die Befehle Euer Majestät sind vollzogen worden,« antwortete Besborodko.

Katharina, die auf den unbedingten Gehorsam ihres Secretärs zählte, war nun über die Zukunft beruhigt.

Es war übrigens Zeit daß sie diese Vorsorge traf, denn eines Morgens bekam sie die Kolik und begab sich in ihr water closet, wie unsere Nachbarn, die Engländer, sagen.

Kaum war sie da, so stieß sie einen lauten Schrei aus: ihre Frauen eilten herbei — sie fanden sie todt auf der Erde liegen.

Sobald Besborodko die Trauerkunde erfuhr, bestieg er ein Pferd und eilte im Galopp nach Gatschina, zu dem Großfürsten Paul.

»Hoheit,« sagte er, »ich habe eine traurige Nachricht zu melden.«

»Was für eine Nachricht?« fragte der gefangene junge Prinz erschrocken, denn es konnte ihm etwas noch Schlimmeres widerfahren.

Er dachte an den Zarewitsch Alexis.

»Hoheit, Ihre erlauchte Mutter ist todt.«

»Meine Mutter ist todt?« sagte der Prinz.

»Ja, Hoheit.«

»Dann irrst Du Dich, Besborodko; ich bin nicht mehr Hoheit sondern Majestät.«

Besborodko schüttelte den Kopf.

»Wie, Du zweifelst daran?«

»Die erhabene Kaiserin hat Sie enterbt.«

»Enterbt — mich? Zu wessen Gunsten?«

»Zu Gunsten ihres Sohnes Alexander.«

»Unmöglich!«

»Ich habe die beiden Testamente geschrieben und die Kaiserin hat sie in meiner Gegenwart unterzeichnet.«

»Und was hast Du damit gemacht?«

»Ich erhielt den Befehl, das eine in der Metropolitankirche zu Moskau, das andere im Senat zu Petersburg zu hinterlegen.«

»Du lügst, Besborodko.«

»Zum Beweise, daß ich die Wahrheit spreche,« antwortete Besborodko, zwei Papiere aus der Tasche ziehend, »überreiche ich Euer Hoheit die beiden von mir geschriebenen und von Ihrer erhabenen Mutter unterzeichneten Testamente.«

»Und was hast Du im Senat zu Petersburg und in der Metropolitankirche zu Moskau hinterlegt?«

»Zwei weiße Bogen Papier.«

»Aber wenn die Kaiserin Dir nicht getraut und die Testamente durch einen Andern zurückverlangt hätte, so wäre es um deinen Kopf geschehen gewesen.«

»Einem kühnen Spieler kommt es auf den Einsatz nicht an.«

»Weißt Du gewiß, daß sonst keine Abschrift des Testamentes vorhanden ist?«

»Dies sind die einzigen Exemplare, dafür bürge ich.«

»Ich kann sie also ohne Bedenken zerreißen?«

»Zerreißen Sie sie, Sire,« sagte Besborodko.

»Ich danke Dir, Fürst,« sagte Paul.

Und er zerriß die Testamente.

Besborodko wurde Fürst und Großkanzler des Reiches, mit zwanzigtausend Bauern, die er in irgend einem Theile von Rußland nach Belieben wählen konnte.

Es war das zweite Mal, daß ihm ein weißes Blatt Glück brachte.

Die Glocke des Dampfschiffes läutet zur Abfahrt nach Petersburg. Ich muß abbrechen.

II.

Die Glocke des Dampfers unterbrach uns in dem Moment, wo der Kaiser Paul I. den Cabinetssecretär Besborodko zum Dank für die ausgelieferten Testamente zum Großkanzler ernannte und in den Fürstenstand erhob.

Der freundliche Leser wird vielleicht finden, daß wir uns von dem Platz des Palais-Royal, von dem Hotel des Trois-

Empereurs sehr weit entfernt haben; aber wir werden unsern Weg schon zurückfinden, ich habe über den abgebrochenen Gegenstand noch Manches zu sagen.

Wir haben gesehen, wer der eine Ahnherr des Grafen, der Ahnherr Besborodko war; wir werden jetzt den Ahnherrn Kuschelew kennen lernen.

Zur Zeit Iwan des Schrecklichen war unweit des Peipussees noch der kleine republicanische Staat Pskow. Iwan hatte wie Herkules eine Löwenhaut; aber statt wie Herkules Pygmäen einzufangen, fing er Republiken ein.

So nahm er auch die Republik Pskow. Er verfuhr glimpflicher mit ihr, als mit der Republik Nowgorod, deren Hauptstadt er in Brand gesteckt und die Einwohner gemordet hatte; in Pskow ließ er die Leute am Leben und beschenkte die fügsamsten Republicaner sogar mit Ehrenstellen.

Der Ahnherr des Grafen Kuschelew war einer von diesen Republicanern.

Als Katharina II. ihren Sohn Paul nach Gatschina verbannte, gab sie ihm einen kleinen Hof von jungen Edelleuten, unter denen sich der Großvater des Grafen Kuschelew befand.

Als Paul Kaiser geworden wae, verlieh er dem jungen Kuschelew, dem er sehr gewogen war, den Grafentitel und ernannte ihn zum Marinedirector.

Der Ministertitel kam erst unter dem Kaiser Alexander auf.

Warum hatte Katharina II. ihren Sohn Paul nach Gatschina verbannt und von der Thronfolge ausgeschlossen? Warum bestimmte sie ihren Enkel Alexander als Thronfolger?

Aus drei Gründen:

Erstens, weil sie sah, daß Paul eine unüberwindliche

Abneigung gegen sie hatte, denn er konnte ihr den Tod Peters nicht verzeihen.

Zweitens, weil sie sich, zum Nachtheil rechtmäßiger Erben, auf den Thron gesetzt hatte. Es war aus dieser Usurpation freilich eine glorreiche Regierungsepoche hervorgegangen.

Drittens, weil sie den Charakter Pauls kannte und voraussah, daß er auf dem Throne seinen Launen freien Lauf lassen würde.

Sobald er den Thron bestiegen hatte, that er das Gegentheil von Allem, was Katharina unternommen oder angebahnt hatte; er schwärmte für alle veralteten und reactionären Ideen, erklärte sich, obschon nicht dem katholischen Glauben angehörend, als Großmeister des von Frankreich aufgehobenen Malteserordens und stellte sich an die Spitze der zweiten Coalition. Dann wurde er auf einmal, als Brune sechstausend Kriegsgefangene ohne Lösegeld und neu gekleidet, mit Waffen und Gepäck zurückschickte, ein leidenschaftlicher Bewunderer und wahrer Freund Bonaparte's.

Alle diese Launen und Sonderbarkeiten hatte Katharina II. vorausgesehen. Er war klein und hielt sich für groß; er war häßlich und glaubte schön zu seyn; er kleidete sich wie Friedrich der Große, den er als Muster genommen hatte, obgleich seine Großtante Elisabeth im siebenjährigen Kriege seine Gegnerin gewesen war. Er trug, wie der große Friedrich, ein spanisches Rohr, eine Tabaksdose, einen kleinen dreieckigen Hut.

Im Anfange seiner Regierung zeigte der neue Herrscher jedoch keineswegs die Launen, welche die verstorbene Czarin gefürchtet hatte. Die Kaiserin Marie Feodorowna, seine Gemalin, war die Erste, die ihn nach Besborodko fußfällig als Souverain begrüßte. Paul hob sie und seine Kinder auf, ver-

ficherte sie seiner Huld, und noch denselben Tag empfing er die Huldigungen der Hofherren und Großwürdenträger; ein Gardecorps huldigte dem Herrscher den es noch gestern mehr als Gefangenen denn als Thronerben bewacht hatte. Dann zog man nach Petersburg, und sogleich klirrten die Waffen in denselben Gemächern, wo die große Katharina entschlafen war; denn Paul I., der nicht hatte regieren sollen, war zum Kaiser und sein Sohn Alexander zum Zarewitsch und Thronerben ausgerufen worden.

Paul war dreiundvierzig Jahre alt. Hätte er nach seinem Vater in der gesetzlichen Thronfolge die Regierung angetreten, so wäre er seit vierunddreißig Jahren Zar gewesen; statt dessen war er in dieser Zeit tief gedemüthigt worden, er hatte viel gelitten und glaubte viel gelernt zu haben. Er erließ daher gleich nach seiner Thronbesteigung eine Masse von Verordnungen, die während seines Exils entworfen worden waren.

Um sogleich seine Opposition gegen die Politik und die Regierungsgrundsätze seiner Mutter zu zeigen, erließ er einen Ukas, der eine von Katharina angeordnete Recrutenaushebung zurücknahm, welche ein Procent der Leibeigenen des ganzen Reiches unter die Waffen rief. Diese Maßregel erwarb dem neuen Zar zugleich den Dank des Adels, auf dem dieser Zehnte lastete, und der Bauern, die ihn in natura bezahlten.

Subow, Katharinens letzter Günstling, glaubte durch den Tod der Zarin Alles verloren zu haben; er fürchtete für sein Vermögen, für seine Freiheit, für sein Leben und hielt sich, die Befehle des Kaisers erwartend, in bescheidener Entfernung. Der Zar ließ ihn kommen, ließ ihm seine Aemter und gab ihm den eingesandten Commandostab, das Zeichen des Grades eines Generaladjutanten, zurück.

»Versehen Sie fortan Ihren Dienst bei der Leiche meiner Mutter,« sagte Paul zu ihm; »ich hoffe, daß Sie mir eben so treu dienen werden, wie Sie ihr gedient haben.«

Wie diese Wohlthat vergolten wurde, zeigte sich fünf Jahre später, wo Nicolai Subow einer der thätigsten Theilnehmer an der Verschwörung gegen Paul I. war.

Kosciuszko, der Freund Washington's, der Generalmajor Poniatowski's, der Sieger von Dubjenka, wurde den 10. October 1794 bei Maciejowice von einer dreimal überlegenen Uebermacht der Russen angegriffen, und sank, mit Wunden bedeckt, unter den Worten: Finis Poloniae! vom Pferde. Der Held fiel in Gefangenschaft und wurde nach Petersburg gebracht. In dem ihm zur Wohnung angewiesenen Palast des verstorbenen Grafen von Anhalt hatte er als Hüter einen Major, der ihn nie verließ, mit ihm speiste und in seinem Zimmer schlief. Paul kündigte ihm selbst seine Freiheit an und entfernte sich, ohne den Dank des Gefangenen abzuwarten. Kosciuszko ließ sich noch mit verbundenem Kopf in den Palast tragen, um dem Zar zu danken, vielleicht auch um sich zu überzeugen, daß er nicht geträumt. Paul beschränkte sich nun keineswegs auf die ihm ertheilte Freiheit, sondern bot ihm ein Gut sammt Bauern als Geschenk; aber Kosciuszko schlug es aus und erbat sich dafür eine Summe Geldes, um an einem beliebigen Orte leben und sterben zu können. Paul schenkte im hunderttausend Rubel, und einundzwanzig Jahre später starb Kosciuszko in Solothurn.

Mitten unter den ersten Regierungsmaßregeln kam das Leichenbegängniß der Zarin. Paul dachte nun an die Erfüllung einer doppelten Sohnespflicht.

Seit vierunddreißig Jahren war der Name Peter III. nur leise und verstohlen genannt worden. Paul I. begab

sich in das Alexander Newskikloster, wo sein Vater begraben lag, stieg in die Gruft hinab, ließ sich von einem alten Mönch das Grab zeigen, ließ es öffnen, kniete vor der irdischen Hülle seines Vaters und küßte derselben dreimal die Hand. Nachdem er lange bei dem Sarge gebetet hatte, ließ er ihn in die Kirche tragen und ordnete hier denselben Trauerdienst an, der im Schlosse bei der Leiche Katharinens abgehalten wurde. Endlich befahl er, daß die Mörder, wenigstens die noch lebenden, für den Ermordeten Trauer anlegen sollten.

Zuvor aber hatte Paul den Sarg seines Vaters krönen und neben der Leiche Katharinens aufstellen lassen. *) Aus dem Schlosse wurden die Leichen der beiden im Leben so furchtbar getrennten, nach dem Tode so sonderbar vereinten Souveräne in die Citadelle gebracht und auf eine und dieselbe Estrade gestellt, wo das herbeiströmende Volk die Hand der Czarin und den Sarg des Zaren küßte.

Aber am Fuße dieses Sarges schien Paul I. die weise Mäßigung, mit der er seine Regierung begonnen, vergessen zu haben. In seinem Palast Gatschina hatte er zum Zeitvertreib eine Menge militärischer Spielereien getrieben. Da er sich nicht zu höheren Ideen zu erheben vermochte, putzte er selbst seine Uniformknöpfe und die Schnallen seines Lederzeuges. In seiner Einsamkeit hatte er eine Menge Veränderungen in den militärischen Uniformen entworfen und diese Entwürfe beschloß er nun sogleich in Ausführung zu bringen. Er änderte die Farbe der russischen Cocarde, die bis dahin weiß und ein Zielpunkt für die feindlichen Gewehre gewesen war; sie sollte fortan schwarz mit gelbem Rande seyn. Er änderte die Form der Federbüsche, die Höhe der Stiefel, die

*) Peter III. war nemlich nie gekrönt worden.

Anzahl der Camaschenknöpfe, ordnete auf dem Schloßhofe eine tägliche Wachparade an, und diese wurde die wichtigste Angelegenheit seiner Regierung, der Mittelpunkt aller Reichsangelegenheiten. Während dieser Parade gab er seine Befehle, veröffentlichte er seine Verordnungen, ließ er sich seine Offiziere vorstellen. Für diese Paraden erfand er die ledernen Hosen, die immer angefeuchtet werden mußten, um angezogen zu werden, und sich fest an die Formen schmiegten wie ein Tricot. Auf diesen Paraden ging er täglich zwischen den Großfürsten Alexander und Constantin — der Großfürst Nicolaus war noch zu jung — in der strengsten Kälte auf und ab, um sich zu erwärmen, denn er trug keinen Pelz und sein kahles Haupt war unbedeckt; dabei hielt er die eine Hand auf den Rücken und mit der andern schwenkte er sein spanisches Rohr, unaufhörlich commandirend: Eins, zwei — eins, zwei!

Eines Tages manövrirte ein Regiment schlecht. Paul ließ das Manöver wiederholen und da es nicht besser gelang, als das erste Mal, so commandirte er: »Im Sturmschritt — nach Sibirien!«

Das Regiment, welches nur blinden Gehorsam kannte, marschirte sofort ab, und würde unter der Voraussetzung gehöriger Verpflegung richtig nach Sibirien marschirt seyn, wenn es nicht vierundzwanzig Werste von Petersburg durch einen Courier Gegenbefehl erhalten hätte.

Aber die kostspieligen Reformen Pauls beschränkten sich keineswegs auf die Soldaten, sie erstreckten sich oft bis auf den Bürgerstand.

Die französische Revolution war der Popanz des Zaren; die damals in die Mode kommenden runden Hüte waren ihm ein Gräuel und er erließ eine Verordnung, die das Tragen der runden Hüte streng untersagte.

Die Bewohner der Hauptstadt, welche die runden Hüte liebgewonnen hatten oder keine dreieckigen mehr hatten, wechselten die Kopfbedeckung nicht so schnell wie der Zar wünschte. Paul stellte daher an den Straßenecken Polizeileute und Kosaken auf, welche den Befehl erhielten, den Widerspenstigen die Hüte von den Köpfen zu reißen. Er selbst fuhr im Schlitten durch die Straßen von Petersburg, um sich von der pünktlichen Vollziehung seiner Befehle, die zum Glück nur die Hüte und nicht die Köpfe trafen, persönlich zu überzeugen.

Als er eines Tages von einer solchen Inspectionsfahrt zurückkam, bemerkte er einen Engländer, der, wahrscheinlich in der Meinung, daß ein russischer Ukas ihn nicht berühre, einen runden Hut trug.

Der Zar läßt anhalten und befiehlt einem Offiziere, dem frechen Insulaner, der ihm sogar auf dem Admiralitätsplatze trotzbietet, den Hut vom Kopfe zu reißen.

Der Offizier reitet im Galopp auf den Schuldigen zu und findet zu seinem Erstaunen — einen dreieckigen Hut auf dem Kopfe des Engländers.

Der Reiter kehrt um und stattet dem Zaren Bericht ab.

Paul nimmt sein Augenglas und richtet es auf den Engländer.

Der Engländer trägt einen runden Hut.

Der Offizier wird in Arrest geschickt und ein Adjutant erhält Befehl, dem Rebellen den runden Hut vom Kopfe zu reißen.

Der Adjutant sprengt im Galopp davon, als ob er eine Redoute nehmen sollte; aber fünf Minuten nachher kömmt er zurück und versichert, der Engländer trage einen dreieckigen Hut.

Der Adjutant wird in Arrest geschickt, wie der andere Offizier.

Ein General erbietet sich nun, den für seine Vorgänger so unheilvoll gewordenen Auftrag zu vollziehen. Der Zar nickt zustimmend. Der General sprengt auf den Missethäter zu, ohne denselben aus den Augen zu lassen.

Aber sein auf einen einzigen Punkt gerichteter Blick cheint sich zu trüben, er glaubt fast an eine Sinnentäuschung; denn während er näher kommt, glaubt er zu bemerken, daß der verhängnißvolle runde Hut eine dreieckige Form annimmt.

Der Engländer trägt wirklich einen dreieckigen Hut, als der General sein Pferd anhält.

Der General, welcher der Sache auf den Grund kommen will, ergreift den Engländer und führt ihn zum Schlitten des Czaren.

Es wird nun Alles klar. Der Engländer, um seinen Nationalstolz mit der Achtung vor dem Souverain, in dessen Staaten er reist, zu vereinigen, hat sich einen Filzhut machen lassen, der mittelst einer im Innern angebrachten Feder schnell von der verpönten in die gesetzmäßige Form gerichtet werden kann.

Der Zar fand die Idee originell, erließ den beiden Offizieren den Arrest und erlaubte dem Engländer seine Kopfbedeckung nach Belieben zu wählen.

Der Verordnung über die Hüte folgte ein Ukas über die Fuhrwerke. Der Zar verbot die Pferde nach russischer Art, nemlich das Sattelpferd rechts und das Handpferd links einzuspannen. Die Besitzer der Kutschen, Caleschen und Droschken erhielten eine Frist von vierzehn Tagen, um ihre Bespannung nach deutscher Art einzurichten. Nach Ablauf dieser Frist

sollte die Polizei die Stränge der ordonnanzwidrigen Gespanne abschneiden.

Die Reform der Fuhrwerke erstreckte sich sogar auf die Kutscher. Die Iwoschicks erhielten Befehl deutsche Tracht anzulegen; sie mußten also zu ihrem größten Aerger ihre Bärte abschneiden und zu ihrer tiefen Beschämung an den Rockkragen einen Zopf nähen, der trotz allen Bewegungen des Kopfes immer an einer Stelle blieb. Ein Offizier, der nicht Zeit gehabt, die von dem neuen Ukas geforderte Veränderung vorzunehmen, hatte sich entschlossen, zu Fuß in's Schloß zu kommen, um das Mißfallen des Zaren nicht durch den Anblick eines verpönten Fuhrwerks zu erregen. In seinen Mantel gehüllt, ließ er sich von einem Soldaten begleiten, der seinen Degen trug.

Paul begegnete dem Offizier und dem Soldaten; er machte den Soldaten zum Offizier, und degradirte den Offizier.

Unter der Regierung Katharinens bestand eine uralte Verordnung, zu Folge welcher jeder dem Zaren oder dem Zarewitsch begegnende Reiter vom Pferde steigen und sich vor ihm, gleichviel, ob der Weg rein oder mit Schnee oder Koth bedeckt war, niederwerfen mußte. Damen mußten aus dem Wagen steigen und eine tiefe Verbeugung machen.

Katharina hatte diese Verordnung aufgehoben; Paul führte sie wieder ein.

Zwei ziemlich wichtige Ereignisse waren die Folge dieser neuen Verordnung. Ein General, dessen Kutscher den Wagen des Zaren nicht erkannt hatte, wurde auf offener Straße verhaftet, entwaffnet und auf vierzehn Tage in Arrest geschickt. Als die vierzehn Tage verstrichen waren, wollte man ihm seinen Degen wieder geben; aber der General wollte ihn

nicht nehmen; er sagte, es sey ein Ehrendegen, den er von der großen Katharina erhalten, und Niemand habe das Recht ihm denselben zu nehmen.

Der Zar betrachtete den Degen und sah, daß er wirklich von Gold und mit Diamanten besetzt war. Er rief den General, überreichte ihm eigenhändig den Degen mit der Versicherung, daß er ihm durchaus nicht zürne, befahl ihm aber, binnen vierundzwanzig Stunden zur Armee abzuziehen.

Ein so gutes Ende nahmen indeß nicht alle aus den neuen Verordnungen entstehenden Conflicte. Einer der tüchtigsten Brigadegenerale der Armee, Graf von Likanow, erkrankte im Felde, und seine Gemalin fuhr selbst nach Petersburg, um die von den Aerzten verschriebenen Arzneien zu holen. Sie hatte von dem in ihrer Abwesenheit erlassenen Ukas keine Kenntniß, und unglücklicherweise begegnete sie dem spazirenreitenden Zaren, ohne ihm die ordonnanzmäßigen Huldigungen zu erweisen.

Der Zar schickte dem Wagen einen Offizier nach. Der Kutscher und die drei Diener wurden unter die Soldaten gesteckt, die Gräfin in's Gefängniß geschleppt. Der Graf starb am Schrecken über diese Nachricht, und die Gräfin wurde wahnsinnig, als sie den Tod ihres Gemals erfuhr.

Im Innern des Schlosses war eine nicht minder strenge Verordnung angeschlagen. Jeder zum Handkuß zugelassene Edelmann mußte hörbar küssen und bei der Kniebeugung den Fußboden so stark berühren, daß es dem Ohre des Zaren vernehmlich war.

Der Fürst Georg Galyzin, einem altberühmten lithauischen Geschlechte angehörend, glaubte aus eben so gutem Hause zu seyn, wie der Sohn eines Herzogs von Holstein und einer Prinzessin von Anhalt-Zerbst; sein Handkuß war nicht laut,

seine Kniebeugung nicht dröhnend genug — und er bekam einen Monat Arrest.

Eine Laune des Zaren führt uns zu dem Grafen Kuschelew-Besborodko zurück. Besborodko, der kinderlos war, erhielt den Befehl, seine Nichte mit dem Grafen Kuschelew, der mit Paul zu Gatschina im Exil gewesen war, zu vermälen.

Die Vermälung fand statt. Da nun das Haus Besborodko ausstarb, so fiel das Vermögen an die ohnedies schon sehr reiche Familie Kuschelew.

Daher kommt der große Reichthum des Grafen Gregor Kuschelew, dessen Fenster bis vier Uhr Früh ihr blendendes Licht auf den Platz des Palais-Royal werfen.

Im nächsten Capitel werden wir die Leser mit den übrigen im Salon des Hotel des Trois-Empereurs befindlichen Personen bekannt machen.

III.

Petersburg, den 10./22. Juni 1858.

Vor acht Monaten beschloß der Graf Kuschelew eine Reise durch Polen, Oesterreich, Italien und Frankreich zu machen, während sein jüngerer Bruder Griechenland, Kleinasien, Syrien und Egypten bereisen würde.

Er machte es wie Monte-Cristo: er nahm für zwei Millionen Francs Wechsel auf alle Rothschilde in Wien, Neapel und Paris. Dann reiste er ab.

Er nahm nur zwölf Personen mit. Ein kaum zu erkennender Gegenstand, den man auf den ersten Blick für einen Muff hätte halten können, begleitete diese zwölf Personen, und insbesondere die Gräfin. Es war ein in seinen langen Haaren kaum aufzufindender »King Charles.«

Wir wollen nun die Haupt- und sogar die Nebenpersonen, mit denen wir Bekanntschaft zu machen haben, unseren Lesern der Reihe nach vorstellen.

Nach dem Grafen und der Gräfin kommen zuerst nach dem Range der Verwandtschaft ein Mädchen von achtzehn und ein Knabe von sechs Jahren. Die junge Dame ist mehr anmuthig als schön, sie ist schlank gewachsen, ihr Gesicht ist zugleich gutmüthig und geistvoll. Sie ist die Schwester der Gräfin. Sie ist Braut und ich bin zu ihrer Hochzeit hierher gekommen. Ich kann daher von ihr nur mit derselben Zurückhaltung und zarten Schonung sprechen, mit der ich von dem Orangenblütenkranz, den sie am Hochzeittage tragen wird, sprechen würde. Sie heißt Alexandrine.

Der kleine Knabe ist allerliebst und sehr wohl erzogen. Er kommt Einem nie zwischen die Füße, klettert nie auf den Schooß, zerrt Niemand bei den Haaren, wirft Einem sein Spielzeug nicht an den Kopf, stößt Einem keinen Stock ins Auge, betäubt die Ohren nicht mit seiner Trommel, bestürmt Niemand mit Fragen. Er ist mit der Gesellschaft im Salon, aber man bemerkt ihn nicht; er spielt hinter einem Fauteuil, unter einem Tische oder Clavier. Er sitzt mit bei Tische, aber man hört ihn nicht. Wenn er keinen Hunger mehr hat, steht er auf und verschwindet.

Solche Kinder wünsche ich allen meinen Bekannten noch mehr um meinetwillen als um ihrer selbst willen.

Dabei ist der Kleine wunderhübsch, kugelrund und frisch wie ein Pfirsich. Auf der Reise weiß man nicht wo er ist; er ist bei Mademoiselle Helene oder bei den Kindermädchen. Bei der Ankunft findet man ihn wieder, lächelnd wie eine eben aufblühende Rosenknospe. Er heißt Alexander, gewöhnlich Sascha genannt.

Nach den Verwandten kommt die »Familie« in dem Sinne, den man im Alterthum damit verband, und in der Bedeutung, die man noch jetzt in den großen römischen Häusern der »Famiglia« beilegt.

An der Spitze der »Familie« schreitet Dandré. Er ist der Führer der Karavane, der — ich habe wirklich den arabischen Ausdruck vergessen; der Leser frage den General Daumas, der arabisch spricht wie Mohammed und Afrika so gut kennt wie Abd-el-Kader.

Dandré ist, wie sein Name zeigt, ein geborner Franzose mit russischem Firniß überzogen; er ist ein junger Mann von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren, der seine junge Frau und sein Kind verlassen hat, um den Grafen Kuschelew zu begleiten.

Er führt die Casse, überwacht die Ausgaben und bezahlt die Rechnungen. Er hat auf der Reise immer ein rundes Sümmchen von hunderttausend Francs bei sich, um auf alle Fälle vorbereitet zu seyn.

Außerdem hat er den Courier vorauszuschicken, der die Pferde bestellt, wenn mit Extrapost gereist wird; die Waggons miethet, wenn auf der Eisenbahn gefahren wird; die Cajüten wählt, wenn ein Dampfschiff bestiegen werden soll.

In schwierigen Fällen verläßt sich Dandré nur auf sich selbst; er reist voraus, man kommt an und Alles ist in der Ordnung.

Wenn's Räuber am Wege gibt, was in Italien und auch anderswo zuweilen der Fall ist, so unterhandelt er mit ihnen. Wenn in einem schlechten Wirthshause übernachtet werden muß, so macht er aus dem schlechten Wirthshause ein gutes. Wenn gar kein Wirthshaus da ist, so macht er eines. Man

steigt aus dem Wagen oder Dampfschiff, und ein treffliches Diner mit gutem Wein ist für Alle bereit.

Der Graf sagt zu ihm: »Ich habe bei Lemonnier ein schönes Perlenhalsband und einen prächtigen Brillantschmuck gesehen; nehmen Sie achtzigtausend Francs und holen Sie den Schmuck.«

Die Gräfin sagt zu ihm: »Lieber Dandré, man hat mir von einer armen Mutter erzählt, die drei Kinder hat und jetzt das vierte bekommen hat; sie hat für die drei ersten kein Brot und für das letzte kein Leinenzeug; bringen Sie ihr fünfhundert Francs.«

Dandré ist, wie wir sehen, das Factotum, der Unentbehrliche. Dabei ist er munter, freundlich, unermüdlich, ein ausgezeichneter Erzähler. Er hat Persien und die Türkei bereist, er hat den Krieg im Kaukasus mitgemacht, er ist als Kanzler im Dienste des Grafen Woronzow neunmal von Petersburg nach Tiflis gereist.

Der Graf Kuschelew hat ihn in der Staatskanzlei gefunden und dem Minister weggekapert.

Dandré hätte auf der Reise hunderttausend Francs gewinnen können, wenn er die ihm von den Kaufleuten und Lieferanten angebotenen Commissionsgebühren angenommen hätte. Aber Dandré hat ihnen in's Gesicht gelacht, vermuthlich um seine sehr schönen Zähne zu zeigen. Der Geck!

Nach Dandré kommt der Doctor Kudriatsew, ein Vollblutrusse von achtundzwanzig bis dreißig Jahren. Er versteht kein Wort französisch; er ist nur auf das Curiren seiner Kranken bedacht und ich weiß nicht einmal, ob es ihm sehr darum zu thun ist. Der Graf hat ihn auf einer Reise von Moskau nach Swenigorod, der »klingenden Stadt«, aufgegabelt. Er ist zu Karalowo auf den Gütern der Gräfin geboren, und war

in harmloser Unschuld an seinem Geburtsorte geblieben. Er ist ein practischer Arzt, ein anspruchsloser, herzensguter Mann.

Der Doctor Kudriatsew ist keineswegs gefallsüchtig, aber zwei Gegenstände sind unzertrennliche Anhängsel seiner Person geworden. Erstens ein Plaid, den ihm die Gräfin geschenkt hat und den er höchst malerisch um seinen Rumpf wickelt, zweitens ein Stock, den er sich mit einem Flacon des Grafen gemacht hat.

Wie macht man sich einen Stock mit einem Flacon? wird der erstaunte Leser fragen.

Die Sache ist ganz einfach. Der Graf, der sehr nervös ist, hat immer ein Riechfläschchen bei sich. Eines Tages zerbrach er es. Kudriatsew nahm es auf, wie er einen Verwundeten aufgenommen haben würde, um ihn wo möglich zu heilen. — Aber der Verwundete war nicht mehr zu retten.

Der Doctor kam nun auf den Gedanken, aus einem alten Flacon einen neuen Stock zu machen. Er brach den obern Theil, der von Gold und mittelst einer Feder zu öffnen war, von dem Glase ab, kaufte ein spanisches Rohr von der Dicke des Flaschenhalses, steckte das spanische Rohr in den letztern und machte daraus einen guillochirten, emaillirten Stockknopf.

Dieser Stockknopf ist wirklich allerliebst; wenn man an die Feder drückt, springt er auf, wie sich das Riechfläschchen aufthat. Der Doctor hat ein parfümirtes Baumwollbällchen hineingethan, und so hat er zugleich einen Stock, den er sehr unternehmend schwenkt, und ein Riechfläschchen, mit dem er seine Nase erquickt.

Der Doctor Kudriatsew war zur Zeit des Carnevals in Rom. Als gesetzter Mann hegte er eine gründliche Verachtung

gegen Dandré, der sich in phantastischen Verkleidungen gefiel; aber bald mischte er sich, durch das Beispiel fortgerissen, mit seinem Plaid, seinem spanischen Rohr und einer falschen Nase, unter die Menge, dann machte er, aber ohne Plaid und Stock abzulegen, einen schüchternen Versuch mit dem Costüm eines Pulcinello. Endlich griff er aus dem Thierreich in das Pflanzenreich über und stellte, immer mit Plaid und Stock, auf dem Corso und der Piazza di Spagna bald einen Krautkopf, bald eine Rübe, bald eine Birne dar.

Wenn man ihn recht tief beschämen will, so braucht man ihn nur an den römischen Carneval zu erinnern, wo er durch seine tollen Streiche seine persönliche Würde verloren und die Würde der Wissenschaft in große Gefahr gebracht hat.

Der Doctor hat mehr zu thun als man glauben könnte. Er curirt die Beulen, die sich der kleine Sascha geschlagen, die Migraine der Gräfin, die Schnittwunden und Nadelstiche, an denen Fräulein Helene, Fräulein Annette und die Kammerjungfern regelmäßig leiden.

Für den Augenblick bin ich sein einziger Patient; er behandelt mich an einem Blutgeschwür, das sich, so groß wie ein Taubenei auf meiner rechten Wange eingenistet hat. Der Doctor behauptet, die Sache sey nicht lebensgefährlich, ich würde blos eine Narbe behalten, wie der Herzog von Guise.

Das gebe der Himmel! Ich fürchtete anfangs, er müsse mir den Kopf abschneiden, um den übrigen Körper zu retten.

Nach dem Doctor Kudriatsew kommt der Professor Reltschenski, der vormalige Lehrer und Erzieher des Grafen. Der brave Mann gefällt sich so sehr im Hause, daß er geblieben ist, obschon er seit Jahren Niemanden mehr zu erziehen hat.

Er ist ein eifriger Sammler. Alles was verschmäht, weggeworfen, zerbrochen wird, nimmt er in seine Sammlungen auf.

Zu Petersburg hat er im Winterhause des Grafen eine Wohnung im Erdgeschoß. Diese Wohnung ist eine wahre Trödelbude, in der er die verschiedensten Gegenstände aufgespeichert hat: Schatullen, an denen die Schlösser fehlen, dreibeinige Tische, zerbrochene und zusammengeflickte Töpferwaaren von Fayence, alte ausgebesserte Gemälde, fadenscheinige, geputzte Stoffe, die zu Vorhängen hergerichtet sind u. s. w. Das ganze Raritätencabinet hat dem Professor nur Geduld, Leim und grüne Seife gekostet.

Wenn er seine Sammlung nach Paris bringt und öffentlich versteigert, kann er zwanzigtausend Francs daraus lösen.

Wir haben nun die Männer aufgezählt und lassen die weibliche Reisegenossenschaft die Revue passiren.

Vor Allen nennen wir Mademoiselle Helene, eine alte Bekannte der Gräfin, Freundin der Mutter, fast die Mutter der Tochter. Eine gute, freundliche, zuvorkommende Dame.

Sie servirt den Thee. Sie weiß genau, wer ihn stark oder schwach gezuckert, mit Citronensaft oder Rahm trinkt. Sie hat Tassen von verschiedener Größe, je nach der Größe und Dicke der Gäste; für mich, den großen Theefreund, hat sie eine drei Tassen enthaltende Bowle herbeigeschafft.

Sie ist nicht nur glücklich, sondern gibt es auch zu erkennen, und dadurch wird ihre Gesellschaft so angenehm.

Dann kommt Mademoiselle Annette. Sie ist fünf bis sechs Jahre jünger als die Gräfin und seit zwölf Jahren in ihrem Hause. Sie ist das Urbild einer jungen Russin: sanft, gelassen, anhänglich; sie hat kleine Augen, eine kleine Nase, einen kleinen Mund, runde frische Wangen und ein recht an-

muthiges Wesen. Sie spielt Piano, spricht gut französisch, tanzt mit Vergnügen, aber ohne große Lebhaftigkeit.

Sie ist mit einem jungen Maler, Namens Tschumakow, verlobt. Der Graf gibt ihr zweihunderttausend Francs als Heirathsgut.

Sie bereitet nach Maß und Gewicht den Thee, den Mademoiselle Helene so reichlich einschenkt.

Endlich kommen zwei Kammerdiener, Simon und Missam, und zwei Kammerjungfern, Annuska und Louise. Außerdem zwei Schreiber, die ich nie gesehen und nach deren Namen ich mich nie erkundigt habe.

Nicht zu vergessen die schon erwähnte Hündin von der aristokratischen Race der King-Charles. Duschka, so heißt die kleine Engländerin, war in gesegneten Umständen von Petersburg abgereist, ohne daß man über die Legitimität ihrer interesting circumstances gehörig beruhigt war, denn diese wurden bald einem Windspiel bald einem Pudel zugeschrieben. Ihre Genesung erfolgte in Wien; die Vaterschaft ließ sich nun ermitteln — sie mußte dem Pudel zuerkannt werden.

Die Sprößlinge waren fürchterlich häßlich. Um die Gefühle der zarten Duschka nicht zu verletzen, ließ man ihr die vier Kleinen; als diese aber groß genug waren, um in die Welt eingeführt zu werden, schenkte man drei derselben den besten Freundinnen der Gräfin, welche die kleinen Bastarde natürlich ganz allerliebst fanden; allein aller Wahrscheinlichkeit nach werden die unschuldigen Thierchen, sobald die Gräfin von Wien abgereist war, in den Fluten der Donau einen frühen Tod gefunden haben.

Louise, die zweite Kammerjungfer, hatte den vierten Hund für ihre eigene Rechnung zurückbehalten. Es versteht sich, daß es der schönste, oder vielmehr der häßlichste von den

vier Sprößlingen Duschka's war. Nach der Behauptung der Kammerjungfer mußte er einst ein Modell für einen Maler wie de Dreux und Joseph Stevens, ein wahrer Hundeapoll oder Antionus werden. Die Leute, die den Papa Pudel gekannt haben, behaupten, derselbe sey ein frappantes Ebenbild des bekannten Bildes: »Das Leichenbegängniß des Armen« von Vigneron. Der kleine Hund heißt Schaik, d. i. Kügelchen.

Jetzt haben wir als wahrheitsliebender Erzähler zu berichten, wie sich die Karavane unterwegs um drei Personen aus der Ordnung der Zweifüßler, um zwei Vierfüßler und ein Schalthier vermehrt.

Die drei Zweifüßler gehören dem Menschengeschlecht an, von den zwei Vierfüßlern gehört einer zum Hunde- und der andere zum Katzengeschlecht, das Schalthier zu den Schildkröten.

Wir bitten die freundlichen Leser, das Wort »Zweifüßler« nicht übel zu nehmen; wir haben die von der Naturgeschichte aufgestellte Classeneintheilung angenommen. In den Augen des Quintus Curtius, Titus Livius und Suetonius gehören Alexander, Hannibal und Cäsar zu den Halbgöttern, Buffon, Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire rechnen sie zu den Zweifüßlern.

Der Schreiber dieser Zeilen ist ein Zweifüßler: er braucht freilich mehr seine Arme als seine Füße, mehr seine Hände als seine Arme, mehr seine rechte Hand als seine linke, mehr den Daumen, Zeige- und Mittelfinger, als die beiden letzten Finger. Aber er kann nicht wie Plato sagen, daß er ein zweifüßiges ungefiedertes Thier sey.

Nachdem mir nun jeder aus übergroßer Empfindlich-

keit hervorgehenden Mißdeutung vorgebeugt haben, fangen wir bei den Zweifüßlern an. Ehre dem Ehre gebührt.

Die drei neuen, dem Menschengeschlecht angehörenden Reisegefährten sind: der Poet Polonski, der Maestro Millelotti und der Geisterbeschwörer Home.

Bei dem Namen Home wird der Leser große Augen machen. Nur Geduld, die Reihe wird bald an ihn kommen — nemlich an den Geisterbeschwörer. Vielleicht werden wir nicht die ganze Wahrheit sagen, aber wir wollen wieder erzählen, was er uns in der Cajüte des »Wladimir« erzählt hat.

IV.

Petersburg, 11./23. Juni 1858.

Vielleicht findest Du, lieber Leser, daß es sehr lange dauert, bis wir abreisen und bis der gellende Pfiff der Locomotive ertönt; aber wir haben mindestens zweitausend Meilen zu machen, ehe wir in Frankreich wieder zusammentreffen; es ist also natürlich, daß ich Dir meine Reisegefährten vorstelle, mit denen ich vor der Hand fünfhundert Meilen zurückzulegen habe.

Polonski wohnte in Rom. Der Graf machte seine Bekanntschaft im Coliseo und in der Peterskirche. Sie erkannten einander als Landsleute. In der Fremde sind die Landsleute Brüder. Das Gespräch kam bald in Gang. Der Graf geht mit dem Plan um, in Petersburg ein literarisches Journal zu gründen. Er sprach mit Polonski darüber und ersuchte ihn um einen Prospectus.

Polonski brachte ihm den Prospectus. Dieser gefiel dem Grafen, und es wurde verabredet, daß Polonski die Leitung

des Journals übernehmen sollte. Von jenem Tage an gehörte der Poet zur »Familie« und reiste mit dem Grafen.

Dieser Poet Polonski ist ein liebenswürdiger Mensch träumerisch wie Byron, zerstreut wie Lafontaine.

Diese Zerstreuung äußert sich insbesonders gegen die Hüte, Handschuhe und Paletots, die sich unbesonnener Weise in der Nähe der seinigen befinden, und da der Sohn Apollo's nicht wählt, so kommt er fast immer zu Schaden.

Nun kommt ein anderer Sohn Apollo's, der Maestro Millelotti, an die Reihe. Die Poesie und die Tonkunst sind ja Schwestern.

Die Geschichte des Maestro Millelotti ist eine wahre Iliade, oder vielmehr eine Odyssee.

Der Graf wohnte zu Rom in der »Minerva«, etwa in derselben Weise wie zu Paris im Hôtel des Trois-Empereurs, d. i. er hielt den ganzen Tag offene Tafel, die ganze Nacht erleuchtete Salons, und verzehrte täglich zwei- bis dreitausend Francs. Mitten unter den Zudringlichen und Schmarotzern, von denen Fremde seiner Art umschwärmt werden, erkannte er einen Landsmann.

Dieser Landsmann war Componist und hatte eine Oper geschrieben, mit der Rossini's »Tell,« Meyerbeer's »Robert der Teufel,« Bellini's »Norma,« Auber's »Stumme von Portici« Donizetti's »Lucia,« Mozart's »Don Juan« und Verdi's »Trovatore« keinen Vergleich aushalten können.

Er wollte einen Landsmann von dem Range des Grafen Kuschelew-Besborodko nicht weiter reisen lassen, ohne ihm den Hochgenuß einer Oper zu verschaffen, die alle deutschen, italienischen und französischen Opern übertraf.

Der Graf war so unbesonnen zu antworten. »Sehr wohl!« wobei er, wie gewöhnlich, sein Riech-

fläschchen unter die Nase hielt und an seinem Schnupftuch zupfte.

Als er einmal seine Zustimmung gegeben hatte, befand er sich genau in der Lage der Besessenen im Mittelalter, denen irgend ein Behemoth oder Astaroth in den Leib gefahren war. Lazarew, so hieß der Petersburger Maestro, war täglich von fünf Uhr Nachmittags bis fünf Uhr Morgens in der Wohnung des Grafen, und die ganze Zeit, die ihm die Sorge für den Magen übrig ließ, sang und trällerte und pfiff er, sich mit einer Hand auf dem Piano begleitend, die verschiedenen Stücke seiner Oper.

Der Maestro Lazarew langweilte den Grafen, der ihm eines Tages, unter der Bedingung ihn künftig in Ruhe zu lassen, dreihundert Scudi für sein Concert gab.

Der Maestro steckte die achtzehnhundert Francs ein und verschwand.

Der Graf glaubte nun des Plagegeistes für immer entledigt zu seyn; aber Abends erschien ganz unerwartet ein Schwarm von Sängerinnen und Musikanten im Salon des Grafen. An der Spitze der furchtbaren Schaar schritt der Maestro Lazarew und hob dräuend den Tactirstab, wie Attila die Geißel, mit der er die Menschheit züchtigen wollte.

Ein Accompagnatore, von dem Maestro geführt, setzte sich ans Piano; die Bässe und Violinen wurden gestimmt, die Flöten und Hoboen gaben das a an; der Pianist macht seine Roulade; Signora Spriccia, die Primadonna, Signor Pataluccio, der erste Tenorist, und Signor Sepreyondi, der erste Bassist, schneuzten und räusperten sich — und nun begann ein heilloser Lärm.

Es war die famöse Oper, welche die Sonne eines Rof-

ſini, Meyerbeer, Bellini, Donizetti, Mozart und Verdi verdunkeln ſollte.

Wir kennen die große Reizbarkeit des Grafen. Er flüchtete ſich in das entlegenſte Zimmer und legte ſich ins Bett.

Da der Graf fort war, mußte die Gräfin bleiben und die Honneurs machen. Sie fügte ſich in das Unvermeidliche, ließ Erfriſchungen reichen, führte den Vorſitz beim Soupper, applaudirte und dankte dem Maeſtro, den Sängern und Inſtrumentiſten.

Unter den Letztern bemerkte ſie den Accompagnatore, einen jungen Mann von fünf- bis ſechsundzwanzig Jahren, der ungeachtet oder vielleicht eben wegen ſeines wirklichen Talents anſpruchlos und beſcheiden war, und arm zu ſeyn ſchien.

Die Gräfin iſt gut und mitleidig, wie die Feen des Mittelalters, welche die Menſchen nicht leiden ſehen konnten; ſie trat auf ihn zu, befragte ihn über ſeine Verhältniſſe, und erfuhr, daß er die einzige Stütze einer armen Mutter ſey und als Accompagnatore der Sänger in den Concerten kümmerlich ſein Brot verdiene.

Sie machte ihm den Antrag, ihr Geſangunterricht zu zwei Scudi die Lection zu geben.

Der Künſtler nahm es mit Freuden an. Zwei Scudi verdiente er ſonſt kaum in einer Woche.

Er fragte, wann er die erſte Lection geben ſolle.

Die Gräfin, die wohl dachte, daß es ihm noch mehr um den Geſangunterricht zu thun ſey als ihr, ſchien ſich ſehr nach der erſten Lection zu ſehnen, und beſtimmte die dritte Nachmittagsſtunde des folgenden Tages.

Millelotti — so hieß der Künstler — fand sich pünktlich ein; aber statt ihre Lection zu nehmen, ließ sich die Gräfin Polka's vorspielen.

Der junge Künstler, ein lebendes Musikrepertoire, spielte zwei Stunden.

Um fünf Uhr wurde zur Tafel geläutet. Millelotti wurde gezwungen Platz zu nehmen.

Nach Tische wurde eine Spazirfahrt nach der Villa Pamfili gemacht.

Gegen Mitternacht kam die Gesellschaft zurück; man setzte sich wieder ans Piano. Der Graf, ein trefflicher Musiker und ein origineller Componist, legte dem jungen Maestro drei oder vier Lieder vor, welche Millelotti vom Blatt spielte.

Der Graf sang die Lieder und fand, daß er noch nie so gut accompagnirt worden war.

Um zwei Uhr Nachts wurde soupirt. Millelotti wollte fortgehen, aber man zwang ihn zu bleiben.

Um fünf Uhr Früh verließ Millelotti betäubt, geblendet, begeistert die »Minerva«.

Man hatte ihm das Versprechen abgenommen, um zwei Uhr Nachmittags wiederzukommen; er fand sich pünktlich ein. Millelotti war unermüdlich. Das gestrige Leben wiederholte sich, so ging's mehre Tage. Millelotti war unermüdlich: er spielte Polkas, Mazurkas, schottische Tänze, Tarantellas, Melodien, Etüden; er war die verkörperte Musik.

Der Tag der Abreise kam. Der »Illustrissimo« — so wurde Millelotti im Hause genannt — war trostlos. Sein Schmerz wurde übrigens von Allen getheilt: der Maestro mit den langen Haaren, mit der Adlernase, den sanften, schwärmerischen Augen, seinem spanischen Hütchen und seinem Mantel à la Crispin war unentbehrlich geworden. Wie hätte

man diese reizende Melodie, welche das unaufhörliche Accompagnement des Lebens geworden war, entbehren können?

»Warum sollte uns der »Illustrissimo« auch so schnell verlassen?« meinte die Gräfin. »Er kann ja mit uns nach Neapel gehen.«

»Es ist auch wahr,« setzte der Graf hinzu, »Sie können mit uns nach Neapel gehen.«

»Nach Neapel!« erwiederte der Illustrissimo mit einem Seufzer. »Ach, ich habe mich immer nach Neapel gesehnt!«

»So kommen Sie mit uns nach Neapel,« wiederholte die Gräfin.

»Kommen Sie mit uns nach Neapel,« sagte das ganze Haus einstimmig.

»Ma, la madre!« entgegnete der Illustrissimo.

»Bah! la madre! Sagen Sie ihr Lebewohl. Dandré begleitet Sie, und Sie sollen dieser Sorge fortan überhoben seyn.«

Der Illustrissimo eilte ans Piano, und wie ein in der Freude seines Herzens singender Vogel gab er seinen Gefühlen durch die tollsten Tarantellas einen Ausdruck.

Dann nahm er Hut und Mantel und eilte fort. Dandré vermochte ihm kaum zu folgen. Aber Niemand ist so flink wie Dandré, wenn ein gutes Werk zu thun ist.

Er holte den Illustrissimo ein: er würde ihm vorausgeeilt seyn, wenn er gewußt hätte, wo die alte Frau wohnte.

Man nahm Abschied von ihr, in der Ueberzeugung, daß es ihr während der kurzen Abwesenheit ihres Sohnes an nichts fehlen würde, und den andern Morgen reiste man ab.

Man blieb einen Monat in Neapel, und eben so lange in Sorrento. Es war Frühling; es war die Zeit der Orangenblüthe; es war das Paradies.

Der Illustrissimo schwamm in einem Meer von Wonne: das Piano verrieth sein Glück und machte die Zeisige und Nachtigallen eifersüchtig.

Der Graf hatte eine reizende kleine Villa gemiethet und in dieselbe sogleich das seinen Umgebungen eigenthümliche Leben eingeführt. Jeder Abend war ein Fest mit Musik, Illuminationen und Feuerwerk. Aus einer Ecke des Salons ertönte dann immer eine liebliche Melodie und umschwebte das fröhliche Decameron.

Von Zeit zu Zeit rief man dem Musiker zu:

»Bravo, Illustrissimo!«

Die Zeit der Abreise kam. Der Graf miethete ein Dampfschiff, das ihn und seine Familie nach Livorno und den Maestro in Civitavecchia absetzen sollte.

Das Meer war herrlich. Am Bord war ein ziemlich gutes Piano. Der Illustrissimo, wie der dem Tode nahe Schwan, spielte seine harmoniereichsten Compositionen, seine sinnigsten Melodien. Von Zeit zu Zeit ging man auf's Verdeck, um die schönen Sterne des neapolitanischen Himmels, von welchem man nun scheiden sollte wie von der Musik des Illustrissimo, noch einmal zu begrüßen; denn Florenz, das nächste Reiseziel, ist nicht mehr Neapel. Ueberdies klang die Musik auf dem Verdeck noch sanfter, lieblicher, sie verbreitete sich wie ein zarter Duft um das Schiff. Man ließ eine feurige Spur in den Wogen, eine harmoniereiche Spur in der Luft. Man hätte glauben können, das Sirenenschiff verlasse das Gestade von Neapel, um die »glückseligen Inseln« aufzusuchen.

Man kam nach Civitavecchia — in die Wirklichkeit. Die Augen füllten sich mit Thränen; man drückte sich die Hände und sank sich in die Arme. Millelotti ging bis an die Leiter, kehrte um und küßte der Gräfin noch einmal die Hand.

»Aber Sie könnten doch bis nach Florenz mitgehen,« sagte die Gräfin.

»Ach, Florenz!« erwiederte Millelotti; »Florenz werde ich nie sehen.«

»Kommen Sie mit uns, so werden Sie es sehen,« sagte der Graf.

»Ma — la madre!« entgegnete der Illustrissimo.

»La madre! Geben Sie Dandré ihre Adresse und er wird ihr schreiben, oder vielmehr Sie schreiben ihr selbst wenn Sie nach Florenz kommen.«

»Ach, Florenz!«

»Kommen Sie mit nach Florenz!« wiederholte die Reisegesellschaft im Chor.

Und Einer nahm dem Illustrissimo den Hut vom Kopf, ein Anderer zerrte ihn am Mantel, Alle schleppten ihn zum Piano und setzten ihn auf seinen Stuhl.

Die Finger breiteten sich auf den Tasten aus, aber es war keine tolle Tarantella, keine lustige Polka, keine rauschende Mazurka mehr, die aus den Fingern des Illustrissimo hervorsprudelte. Es war der »Letzte Gedanke« von Carl Maria von Weber; es war das wehmüthige Lebewohl — del figlio alla madre.

Es ist wohl kaum nöthig zu sagen, daß man sich zu Florenz so wenig verließ, wie man sich zu Rom, zu Civitavecchia verlassen hatte, und zu Paris eben so wenig von einander schied wie in Florenz.

Heute gehört der Illustrissimo zur Familie. Dandré correspondirt mit der Madre, und Alles wird gut gehen bis zum Winter. Es wird sich zeigen, wie der Illustrissimo mit seinem Hütchen und seinem Crispin durch den Petersburger Winter kommt.

Da haben wir für den Illustrissimo so viele Zeilen gewidmet, daß wir für Home weder Raum noch Zeit mehr übrig haben.

Der freundliche Leser wird uns darob nicht zürnen, Herz und Gefühl sind ja so selten in der Welt und die Kunst ist ja so schön!

Die Magie selbst kommt erst nachher; der größte Zauberer ist der Künstler, der größte Herzengewinner der gute Mensch.

V.

Petersburg, 11./23. Juni 1858.

Nach dem Illustrissimo stellen wir dem Leser eine andere Celebrität vor: den Zauberer, den Geisterbeschwörer Home.

Wer Home nicht gesehen hat, kennt ihn wenigstens dem Namen nach. Er ist ein junger Mann oder vielmehr ein Knabe von drei- bis vierundzwanzig Jahren, von mittler Größe, magerer Statur, schwach und nervös wie ein Frauenzimmer. Er fühlte sich einst an einem Abende zweimal unwohl, weil ich vor ihm magnetisirte. Wenn ich ihn hätte magnetisiren wollen, so würde ich ihn mit einem Blick eingeschläfert haben.

Seine Gesichtsfarbe ist weiß, mit einem leichten Anflug von Röthe und einigen Sommersprossen. Er hat goldblondes

Haar, hellblaue Augen, schwache Augenbrauen, kleine stumpfe Nase; sein Schnurbart, von gleicher Farbe wie das Haar, beschattet einen feinen Mund, dessen etwas blasse und dünne Lippen schöne Zähne bedecken.

Seine weißen, ungemein zarten, wohlgepflegten Hände sind mit vielen Ringen geschmückt. Sein Anzug ist elegant, und obgleich er unsere Tracht angenommen hat, trägt er fast immer die schottische Mütze mit einer silbernen Spange, die einen mit kurzem Schwert bewaffneten Arm darstellt und die Umschrift führt: »Vincere aut mori« — siegen oder sterben.«

Wie Home mit dem Grafen nach Neapel, und von da nach Florenz und Paris gekommen war? Wie es zuging, daß er sich in der Gesellschaft im Hôtel des Trois-Empereurs, am Palais-Royal befand? Der freundliche Leser wird es im Laufe der Erzählung erfahren.

Daniel Douglas Home ist am 20. März 1833 zu Currer bei Edinburg geboren. Seine Mutter hatte, wie eine von Walter Scott erwähnte schottische Familie, die Gabe des »zweiten Gesichts,« des übersinnlichen Gesichtsvermögens.

Während ihrer Schwangerschaft hatte sie eine Vision: sie sah den noch nicht gebornen Sohn mit einem Kaiser, einer Kaiserin, einer Königin und einer Großherzogin am Tische sitzen.

Dreiundzwanzig Jahre später wurde die Vision im Palast zu Fontainebleau zur Wirklichkeit.

Die Familie war arm und lebte von den Trümmern eines Vermögens, von den Ueberresten einer Fabrik; aber die Mutterliebe sorgte für Alles.

Der Knabe war kränklich; Niemand glaubte daß er am

Leben bleiben würde; nur die Mutter behauptete mit zuversichtlichem Lächeln, daß er heranwachsen werde.

Es war in dem ärmlichen Hause weder Amme noch Wärterin; aber die Mutter, die über die Gesundheit und das Gedeihen ihres Sohnes gar nicht in Sorgen war, versicherte seine Wiege schaukele sich von selbst und sie habe in der Nacht zwei Engel gesehen, die sein Kopfkissen umgewandt.

Als der Knabe drei Jahre alt war, zeigte sich bei ihm das übersinnliche Gesichtsvermögen, mit welchem die Mutter begabt war; *) er sah eine dreißig Meilen entfernte Cousine sterben und nannte die Personen, die ihr Bett umgaben.

»Du nennst ihren Vater nicht?« fragte man ihn.

»Nein,« antwortete er, »ich nenne ihn nicht, weil ich ihn nicht sehe.«

»Suche ihn, vielleicht wirst Du ihn finden.«

Der Knabe suchte eine kleine Weile.

»Er ist auf dem Meere,« sagte er dann, »und wird erst kommen, wenn Marie kalt ist.«

Die Cousine starb wirklich, und der Vater kam erst, als sie todt war.

Als er ein Jahr alt war, hatte man ihn von seinem Geburtsorte weggebracht, und er wohnte mit seiner Tante und seinem Onkel zu Portobello, einem kleinen Hafenort unweit Edinburg.

Im Alter von sieben Jahren kam er nach Glasgow, wo er bis zum zehnten Jahre blieb.

*) Man vergesse nicht, daß ich nichts behaupte; ich erzähle, und verlange nicht einmal, daß man mir glaube; mein Wahlspruch ist der des Baron Barante in seiner Geschichte der Herzoge von Burgund: Ad narrandum, non ad probandum. Anm. d. Verf.

Der Knabe war wortkarg und liebte die Einsamkeit. Bis zum zehnten Jahre schien er sich nie nach der Gesellschaft anderer Kinder zu sehnen, er hatte keine Cameraden und fand keinen Gefallen an Kinderspielen.

Von Schottland ging er nach Amerika. Zu Nowich im Staate Connecticut fand er einen um zwei Jahre älteren Knaben, Namens Edwin. Beide wurden vertraute Freunde; aber dieses freundschaftliche Verhältniß hatte einen sonderbaren Charakter. Die beiden Knaben pflegten zusammen auszugehen und sich schweigend in den Wald zu begeben. Im Walde trennten sie sich, um zu lesen, und kamen wieder zusammen, um sich ihre Gedanken auszutauschen und den Inhalt des Gelesenen mitzutheilen.

Eines Tages war Edwin sehr angegriffen, als er wieder zu Daniel kam.

»Ach!« sagte er, »ich habe so eben etwas Sonderbares gelesen.«

Es war die Geschichte zweier Freunde, welche einander zärtlich liebten und sich gegenseitig das schriftliche, mit ihrem Blut geschriebene Versprechen gegeben hatten, daß der Erste, der von Beiden sterben würde, dem Andern Lebewohl sagen sollte; der Eine war gestorben, und hatte sein Versprechen gehalten.

»Willst Du, daß wir's eben so machen?« fragte Edwin.

»Ich bin s zufrieden,« antwortete Daniel.

Die beiden Knaben gingen in eine Kirche und gaben einander das feierlichste Versprechen, daß der Erste von Beiden, der sterben würde, dem Andern erscheinen solle. Und um das Beispiel ihrer Vorgänger in allen Stücken zu befolgen, stachen sie sich mit einer Nadel, mischten die hervorquellenden Bluts-

tropfen und schrieben mit diesem gemischten Blute ihr Versprechen nieder.

Familienverhältnisse trennten die beiden Freunde. Home ging mit seiner Tante nach Troy im Staate New-York, dreihundert englische Meilen von Nowich entfernt. — Edwin blieb zu Nowich.

Ein Jahr verfloß.

Eines Abends kam Home allein nach Hause und fand weder Feuer noch Licht. Da er einen Verweis von seiner Tante fürchtete, schlich er sich leise in sein Zimmer und legte sich in's Bett.

Kaum hatte er die Augen geschlossen, so glaubte er in der Wohnung ein ihm unerklärliches Geräusch zu hören. Er schlug die Augen auf.

Ein helles Licht, wahrscheinlich der Mondschein, warf einen schrägen Strahl in sein Zimmer. Dies war nicht auffallend, und der junge Home wunderte sich auch nicht darüber; aber zu seinem Erstaunen bemerkte er am Fuße des Bettes einen sich immer mehr verdichtenden Dunst.

Nach und nach nahm dieser vom Fußboden etwa vier bis fünf Fuß sich erhebende Dunst eine menschliche Gestalt an, die seinem Freunde Edwin ähnlich war. Aber Edwin war auffallend blaß, er schien ein lebender Marmor.

Bald belebten sich die Augen und richteten sich auf Home, der seinen Blick nicht von der Erscheinung wegzuwenden vermochte. Die Lippen bewegten sich, und obgleich sie keinen Laut von sich gaben, so hörte doch Home, wie ein in ihm selbst ertönendes Echo, die Worte:

»Daniel, erkennst Du mich?«

»Ja,« nickte Daniel.

»Ich halte das Versprechen, das wir einander gegeben. Dort oben sehen wir uns wieder!«

Und ein Arm schien sich aus der Wolke zu erheben und zum Himmel zu zeigen.

Dann verschwand die Vision, die Büste wurde wieder zur Wolke und löste sich wieder in Nebel auf.

Am andern Morgen sagte Home zu seiner Tante:

»Edwin ist toot.«

»Wer hat Dir das gesagt?« fragte sie.

»Er selbst; er hat mir diese Nacht Lebewohl gesagt.«

Die Tante obgleich vom Kopf bis zu den Füßen schaudernd, gebot ihm Schweigen und schalt ihn einen Narren.

Aber den folgenden Tag erfuhr man Edwins Tod. Er war seinem Freunde genau drei Tage nach seinem Ableben erschienen.

Einige Zeit nachher kam seine Mutter. Es war im Jahre 1849; seit 1848 war er mit seiner Tante wieder in Nowich.

Einige Zeit nach ihrer Ankunft mußte seine Mutter eine Reise nach Hachfort machen. Diese Stadt ist fünfzig englische Meilen von Nowich entfernt.

Während ihrer Abwesenheit wiederholte sich dasselbe Luft- und Wolkenphänomen, aber dieses Mal erblickte der junge Home seine Mutter.

Er nahm seine Fassung zusammen, um zu sprechen, und fragte:

»Mutter, bist Du todt?«

Er hörte nur in seinem Innern dieselbe Stimme, die ihm antwortete:

»Nein, noch nicht; aber heute um die Mittagsstunde werde ich sterben.«

Dann verschwand die Vision, und Home schlief wieder ein.

Aber am andern Morgen schwebte ihm die Erscheinung wieder so deutlich vor, daß er weinend vor seiner Tante erschien.

»Was fehlt Dir denn?« fragte diese; »warum weinst Du?«

»Weil meine Mutter heute um die Mittagsstunde sterben wird.«

»Wer hat Dir das gesagt?«

»Sie selbst.«

»Wann?«

»Diese Nacht.«

»Willst Du wohl schweigen, Du Unglücksvogel?« sagte die Tante.

Home schwieg; aber zwei Tage später erfuhr er den Tod seiner Mutter: sie war um zwölf Uhr Mittags gestorben.

Alles dies war nur das Vorspiel des Verkehrs, den der junge Mensch mit der Geisterwelt haben sollte.

Einige Zeit nach dem Tode seiner Mutter lag er um zehn Uhr Abends im Bett, da hörte er dreimal an sein Bett klopfen, dann wieder und abermals.

Er sagte nichts, aber eine innere Stimme sagte ihm, das sind die Geister.

Er schloß die Nacht kein Auge.

Morgens stand er müde und erschöpft auf; einige Wochen litt er am Blutspeien.

Seine Tante rief ihn zum Thee; aber statt zu frühstücken, stützte er traurig den Kopf auf beide Hände.

»Was fehlt Dir?« fragte die Tante.

Er mochte es nicht sagen; er wußte, daß seine früheren

Geständnisse einen sehr unangenehmen Eindruck auf sie gemacht hatten.

Plötzlich hört er auf den Tisch klopfen; er richtete sich auf und lauschte.

Die Tante hat es ebenfalls gehört, sie kann nicht länger schweigen.

»Was ist das?« fragte sie.

»Es sind die Geister,« antwortete der junge Mensch zaghaft.

»Hast Du denn auch den Teufel im Leibe?« erwiederte die Tante.

Seit einiger Zeit hatten nemlich zwei junge Mädchen, die Schwestern Fox, großes Aufsehen in jener Gegend gemacht, denn sie waren von Klopfgeistern besessen. Diese Geister, von denen sie heimgesucht waren, begnügten sich indeß mit dem Klopfen, sie hoben nie, wie Home's Geister, die Tische auf, warfen nicht die Stühle um, setzten die Tasten der Claviere nicht in Bewegung, ließen keine warmen oder kalten Hände erscheinen.

»Ach! ich weiß es nicht,« antwortete der junge Mensch auf die sonderbare Frage der Tante. »Aber diese Nacht ist mir Folgendes begegnet.«

Und erzählte was er bis dahin verschwiegen hatte.

Die Tante theilte die Teufelsgeschichte einigen Nachbarinnen mit und befragte sogar einen Methodistenprediger, was in der Sache zu thun sey. Das Gerücht von dem Teufelsspuk verbreitete sich wie ein Lauffeuer; in der ganzen Stadt hieß es, der junge Schotte sey besessen und es war für die Amerikaner eine Lust, einen Schotten zu sehen, der den Teufel im Leibe habe. —

Die Leute versammelten sich schaarenweise vor seiner Thür, man bot sogar Geld, um ihn zu sehen. Die Tante hätte reich werden können, wenn sie die Gelegenheit benutzt hätte. Aber die kränkelnde, reizbare Frau verriegelte die Hausthür und blieb arm.

Seit dem Erscheinen, oder vielmehr seit der ersten Lebensäußerung der Geister befand sich der junge Mensch besser, das Blutspeien hörte auf.

Diese Besserung wurde dem Dämon zugeschrieben. Der Tante wär's lieber gewesen, wenn die Krankheit ihren regelmäßigen Verlauf genommen hätte; wenn ihr Neffe gestorben wäre, so würden sich auch die Klopfgeister empfohlen haben. Nun aber war keine Ruhe mehr im Hause; es war ein unaufhörlicher toller Tanz der Stühle mit den Fauteuils, der Betten mit den Tischen, der Schaufeln mit den Zangen, der Töpfe mit den Kesseln. Der Teufel war nicht nur in den unglücklichen jungen Home, sondern in alle Hausgeräthe gefahren.

Die Tante erklärte eines Morgens, es sey nicht mehr auszuhalten; und denselben Abend warf sie ihren Neffen zum Hause hinaus.

Um den Geistern eine Nase zu drehen, benutzte sie ein heftiges Regenwetter.

Der arme verlassene Knabe bat einen Nachbar Namens Ely, um ein Obdach. Dieser hatte Mitleid mit ihm und nahm ihn sammt seinem Gefolge von Klopfgeistern auf.

In der ersten Nacht verhielten sich die Klopfgeister ziemlich ruhig, sie mochten wohl fürchten, wieder aus dem Hause geworfen zu werden. Aber am folgenden Tage konnten sie es nicht mehr aushalten, und das tolle Treiben ging wieder an.

Mr. Ely beschloß nun seinen Gast auf's Land zu schicken. Der Knabe ließ sich Alles gefallen; er war ja von anderen Menschen abhängig, und konnte keinen eigenen Willen haben. Er ließ Alles mit sich machen, und ging auf's Land.

Dort blieb er einen Monat, von den Klopfgeistern umgeben, und Niemand störte dieses trauliche Verhältniß.

Dieses far niente wurde indeß dem jungen Menschen, der sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, höchst lästig. Er wollte etwas thun, für seine Bedürfnisse sorgen, irgend ein Gewerbe treiben. Er sah wohl ein, daß er mit dem Besessenseyn nicht weit in der Welt kommen werde.

Sein Gönner Ely wandte sich an einen Herrn Green im Staate New-Jersey.

Er blieb dort zwei Monate; das Tischrücken hatte ihn verlassen, aber er war im somnambulen Zustande geblieben. Er wünschte eine Luftveränderung und erbat sich Empfehlungsschreiben von Herrn Green. Dieser gab ihm einen Brief an einen Herrn Carrington in New-York.

Dort machte er die Bekanntschaft eines Swedenborgianers, des Professors Bocher, der aus Home einen Geistlichen seiner Secte machen wollte.

Home machte einen Versuch, zog sich aber bald zurück, da er keinen Beruf fühlte.

Inzwischen erhielt er Briefe von einem berühmten Arzte in New-York. Dieser Arzt erbot sich ihn in sein Haus aufzunehmen. Home nahm es an.

Der Arzt war, wie die meisten seiner Berufsgenossen, ein Freigeist. Die Geister wollten nicht zugeben, daß ihr geliebter Sohn bei einem Freigeist weile, und zogen ihn nach Boston.

Dort begann Home Sitzungen zu halten. Da es einmal

außer Zweifel gestellt war, daß er den Teufel im Leibe hatte, so suchte er aus dieser interessanten Brüderschaft den möglichsten Vortheil zu ziehen.

Von jener Zeit kam er in Ruf, und bald wurde er ein berühmter Mann. Aus allen Winkeln von Amerika strömten die Leute herbei, ihn zu sehen, und Gott weiß wie viele Winkel es allein in den mehr als drei Millionen englische Quadratmeilen großen Vereinigten Staaten gibt.

Der junge Home sah nun ein, daß er unabhängig sey und seine Empfehlung in sich selbst trage.

Aber mitten in seinem Glücke fing das Blutspeien wieder an. Er befragte die besten europäischen Aerzte, die ihm eine Reise nach Italien riethen.

Aber Amerika verlassen war für Home ein großer Entschluß, den er nicht fassen konnte, ohne die Geister in Rath zu nehmen. Glücklicherweise waren die Geister derselben Meinung wie die Aerzte. Home sagte also den Vereinigten Staaten Lebewohl, begab sich nach England und kam im April 1855 nach Frankreich, wo er den Sommer zubrachte.

Die Sitzungen ermüdeten ihn sehr, denn er war noch leidend; er sagte kein Wort von seiner Macht und beschränkte sich auf das Erlernen der französischen Sprache.

Mit Hilfe der vielzüngigen Geister war es eine Kleinigkeit: in fünf Monaten sprach Home bereits sehr gut französisch.

Im September ging er nach Florenz.

Kaum war er in der Stadt der Medici angekommen, so erhielt er den Besuch der Mistreß Trollope, der berühmten Touristin. Auf seiner Durchreise in London hatte sie seine Bekanntschaft zu machen gesucht, aber Home war damals zu

krank gewesen und hatte sie abgewiesen. In Florenz befand er sich besser und nahm den Besuch der Engländerin an.

Sobald Mistreß Trollope bei Home, oder vielmehr, sobald dieser bei Mistreß Trollope einmal Zutritt hatte, konnte er sich nicht mehr sträuben; es wurden Sitzungen verlangt.

Home hatte damals auffallend viele Geister zu seiner Verfügung; überall waren ihrer ein Paar bei der Hand. Kein Sultan in Constantinopel, kein Schah in Ispahan, kein Radschah in Lahore oder Kaschmir ist von seinen Sclaven flinker und treuer bedient worden.

Home that Wunderdinge, und es thut mir leid, daß ich sie nicht gesehen habe.

Zumal bei Signora Orsini, der Tochter des Grafen Gregor Orlow, und bei dem liebenswürdigen Fräulein Wenzel leisteten die Klopfgeister Außerordentliches; ein Beweis, daß sie liebenswürdige Persönlichkeiten zu schätzen wissen. Sie hoben Tische auf, stellten ein wahres Steeple-Chase mit Stühlen und Fauteuils an, spielten mit zwei unsichtbaren Händen, ja sogar vierhändig Clavier. Noch mehr: sie ließen durch den Geist des Vaters folgende fünf Worte an die Tochter schreiben:

»Meine liebe Antonia!

Gregor Orlow.«

Die Schriftzüge waren denen des Verstorbenen so ähnlich, daß alle Freunde, denen sie gezeigt wurden, die Handschrift des Verstorbenen augenblicklich erkannten.

Home ging nun mit dem Grafen Alexander Branicki nach Neapel.

Dieser fürchtet die Klopfgeister nicht; ich zweifle sogar, daß er irgend etwas in der Welt fürchte. Er ist mit dem Lö-

wentödter Gérard nach Afrika gegangen, um zu sehen ob er sich vor den Löwen fürchten wird.

Ich werde Gelegenheit finden, von seiner Mutter, der noch lebenden Gräfin Branicka, zu sprechen. Ich habe selbst gehört, wie sie den Tod Potemkin's, des Günstlings der großen Katharina, erzählte.

Home hatte einige Schwierigkeiten bei seiner Abreise von Florenz. Der Banquier, an den er einen Creditbrief hatte, verweigerte ihm die Auszahlung seines Geldes. Dazu kam, daß der junge Schotte als Hexenmeister verschrien war und das Volk gegen sich aufgebracht hatte Die Villa Colombaja, wo er wohnte, wurde drei Tage förmlich belagert. Wer weiß, was aus ihm geworden wäre, wenn nicht der Graf Branicki die Belagerung aufgehoben hätte. Es wäre eigentlich die Pflicht der Klopfgeister gewesen: wenn man einen Menschen in Verlegenheit gebracht hat, muß man ihn auch wieder herausreißen. Aber die Klopfgeister schienen ihn im Stich lassen, ja völlig ausfahren zu wollen. Wohin sie gingen? Das ist ein Geheimniß geblieben; sie meldeten ihm blos ihre Rückkehr auf den 10. Februar 1857.

Home's Gesundheit hatte sich auf seiner Reise in Italien gebessert und Graf Branicki, der nach Frankreich zurückging, nahm den jungen Schotten mit.

Home, der in Italien zur katholischen Kirche übergetreten war, lebte in Paris sehr eingezogen, er verkehrte nur mit vornehmen Polen.

Das Gerücht von seinen in Italien verrichteten Wundern hatte sich inzwischen schnell verbreitet und Home wurde in die Tuilerien gerufen.

Er antwortete, daß er erst am 10. Februar seine Ge-

walt über die Klopfgeister wieder bekommen werde und daher keine Sitzung halten könne.

Endlich kam der 10. Februar. Um eilf Uhr Abends legte sich Home ins Bett. Sobald es zwölf schlug, näherten sich die Klopfgeister wieder. Sie klopften aber nicht an die Thür, das wäre vergeblich gewesen, man würde sie nicht eingelassen haben: sie klopften an ihrer gewohnten Stelle, am Fußende des Bettes.

Die Klopfgeister waren so vergnügt über den Wiederbesitz ihrer alten Wohnung, daß sie die ganze Nacht einen wahren Höllenlärm machten.

Home schloß kein Auge.

Am andern Morgen kam der Marquis von Belmont, Kammerherr des Kaisers, um sich zu erkundigen, ob sich die Klopfgeister versprochenermaßen wieder eingefunden hätten. Er brauchte nur zu lauschen, um sich von ihrer Gegenwart zu überzeugen, sie trieben ihren Spuk überall, in Tischen, Stühlen, Armsesseln, hauptsächlich im Bett.

Home hatte nun keine Ursache mehr, eine Sitzung in den Tuilerien zu verweigern. Er begab sich am Abend des 13. dahin.

Wir verlassen ihn unten an der großen Treppe. Der Chronist des jetzigen Tuilerienhofes mag erzählen, was in diesen so vielfältig besprochenen Sitzungen vorgegangen ist. Wir erwähnen nur, daß sich die Kaiserin erbot, für Home's jüngere Schwester zu sorgen.

Home war von nun an der Löwe des Tages der Unentbehrliche, Vielbeneidete. Aber trotzdem befand er sich in einer trüben, mürrischen Stimmung. Er hoffte einige Zerstreuung von einer weiten Reise, und obgleich er sehr an der Seekrank-

heit leidet, entschloß er sich seine Schwester aus America herüber zu holen.

Er reiste am 21. März ab und kam am 21. Mai zurück. Seine Abwesenheit dauerte also gerade zwei Monate.

Diese plötzliche Abreise, welche zu den sonderbarsten Gerüchten Anlaß gab, verdoppelte noch die Neugierde der Pariser. In allen Salons war nur von Home die Rede.

Am 23. December wurde er durch den Telegrafen nach Fontainebleau gerufen, wo sich der König von Baiern befand.

So verwirklichte sich also die Vision seiner Mutter, die ihn mit einem Kaiser, einer Kaiserin, einem König und einer Großherzogin an einem und demselben Tische gesehen hatte.

Im Mai verlassen ihn die Geister wieder, sie versichern, seine Gesundheit bedürfe wieder der Schonung.

Im Juni will er nach Constantinopel gehen; er hat bereits seine Koffer gepackt, aber die Aerzte verordnen ihm dringend eine Cur in Baden-Baden. Er gibt also die Reise in die Türkei auf und geht nach Baden-Baden, wo er in Gegenwart fürstlicher Personen sechs Sitzungen hält.

Der französische Hof war in Biarritz. Home wurde durch den Telegrafen eingeladen sich dahin zu begeben.

Aber seine Gewalt über die Geister und selbst die Gunst, deren er sich beim Publicum erfreut hatte, fing an abzunehmen. Der Verkehr mit hohen Personen hatte dem Zauberer viele Neider und Feinde gemacht; man sprach sonderbare Dinge über ihn; er hielt es daher für gut sich zurückzuziehen.

Er ging wieder nach Paris zu dem Grafen Komar, einem Freunde des Grafen Branicki. Er blieb bis zum Januar 1858.

Da erhielt er die Nachricht, daß ihm eine unlängst verstorbene alte Engländerin eine Leibrente von sechstausend Livres ausgesetzt habe.

Solche Ideen können wirklich nur alte Engländerinnen haben.

Am 10. Januar ging er in Folge einer Einladung nach Haag. Dort wird sein übersinnliches Vermögen wieder so groß, wie es je gewesen war; aber er macht einen so verschwenderischen Gebrauch davon, daß er wieder krank wird. Die Klopfgeister verlassen ihn schmollend und lassen ihn zur Strafe für seine Unvernunft in Ungewißheit, wann sie wiederkommen werden.

Home geht nun wieder nach Paris und läßt sich von seinen Aerzten eine neue Reise nach Italien verordnen.

Er ordnet schnell seine Angelegenheiten und begibt sich nach Rom.

Dort hörte Graf Kuschelew von ihm und ließ sich ihn vorstellen.

Der junge Schotte hatte die Gewalt verloren, Furcht und Grauen einzuflößen, aber der Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit war nicht von ihm gewichen. Nachdem er das Haus einen Monat besucht hatte war er mit der Schwester der Gräfin Kuschelew verlobt. Die Hochzeit sollte aber in Petersburg gefeiert werden.

Home blieb nun bei der Familie: er ging mit nach Neapel, nach Sorrento, nach Florenz und Paris, wo ich ihn fand, als er wie ein gewöhnlicher Sterblicher, und sogar wie ein großes Kind, im Hotel des Trois-Empereurs mit Sascha, Signorin, Mischka und Scherrepascha spielte.

Doch ich bemerke, daß ich hier drei Namen nenne, die dem Publicum ganz unbekannt sind. Ich will daher mit kurzen Worten sagen, wer Signorino Mischka und Scherrepascha sind, und zugleich erzählen, wie ich mit Home und mit dem Grafen Kuschelew Bekanntschaft machte.

VI.

(Fortsetzung.)

Signorina ist eine Katze, eine geborene Römerin. Der Graf besuchte die Magazine des geschickten Mosaikarbeiters Galanti, um später, nachdem er die verkäuflichen Gegenstände mit dem Preise verglichen, etwas zu kaufen. Da schmiegt sich Signorina auf einmal katzenbuckelnd und schnurrend an die Gräfin.

»O, die schöne Katze!« sagt die Gräfin erstaunt.

»Ich bitte Euer Gnaden sie als Ihr Eigenthum zu betrachten,« erwiedert Galanti.

Die Gräfin fragte nach dem Preise; Galanti antwortete, Signorina sey zu verschenken und nicht zu verkaufen. Die Gräfin empfing die Katze als Geschenk, aber der Graf kaufte für vierzigtausend Francs Mosaikgegenstände.

Der schlaue Galanti wird seine Katze wahrscheinlich sehr gut bezahlt bekommen haben.

Die Gräfin hatte indeß ein Bedenken: bekanntlich ist die Katze das Urbild des constitutionellen Unterthanen, denn sie hängt nicht an dem Herrn, sondern an dem Hause. Es war daher zu fürchten, daß Signorina trotz alles freundlichen Entgegenkommens, ihre Anhänglichkeit an Galanti's Haus behalten werde. Doch die Gräfin wurde bald beruhigt: Signorina gehört zu der äußerst seltenen Classe der Wanderkatzen; ihr Schädel zeigt deutlich den Höcker der Wanderlust. Kaum war

sie aus dem Muff der Gräfin gekrochen, so schüttelte sie sich, strich sich das schneeweiße Haar glatt, betrachtete sich im Spiegel und nahm die Zimmer ihrer neuen Herrin in Augenschein. Im Schlafzimmer deutete sie durch unverkennbare Zeichen der Befriedigung an, daß sie hier am Ziel ihrer Inspectionsreise sey, sprang behende auf das Bett, machte sich's bequem und schlief ein.

Signorina wurde nirgends lästig und gab nie zu Besorgnissen Anlaß. Vor der Abreise setzte man sie in ihren Korb, und sie ließ es sich, obschon ihren Unwillen zu erkennen gebend, ruhig gefallen. So macht sie ihre Reise; wenn Halt gemacht wird, steckt sie den Kopf aus dem Korbe hervor, verspeist ein Stück Kuchen, leckt ein bischen Wasser aus einem Glase auf und zieht den Kopf von selbst wieder unter den Deckel zurück.

Im Gasthofe nimmt sie, nachdem sie sich geschüttelt, geputzt und im Spiegel besehen, die Zimmer in Augenschein, soupirt in aller Stille und legt sich auf das Bett der Gräfin.

So machte sie die Reise von Rom nach Neapel, Sorrento, Florenz und Paris. Aber zwischen Turin und Aix geschah ein Versehen, das große Besorgniß verursachte. Man hatte beschlossen das Gepäck vorauszuschicken, und darunter befand sich der Korb mit der lieblichen Signorina. Man bemerkte es erst, als man in den Waggon stieg. Der Train fuhr ab, es war nicht möglich, Signorina zurückzunehmen. Man tröstete sich mit dem Gedanken, daß man das Gepäck auf der nächsten Station finden werde; aber der Eilzug hielt nicht an, man fuhr vorüber. Die Gräfin war ganz trostlos, sie bemerkte erst jetzt, was für einen wichtigen Platz Signorina in ihrem Herzen einnahm.

Auf der nächsten Station schickte man eine telegraphische Depesche und überdies noch einen Courier ab; man schrieb an den Telegraphenchef mit der Bitte, Signorina gehörig zu

füttern und an das Haus Rothschild in Paris zu expediren. Man schickte hundert Francs für die Bemühungen des Telegraphenpersonals und fünfzig Francs als Kostgeld für Signorina.

Zwei Tage nach der Ankunft des Grafen traf auch Signorina in Paris ein. Die Dulderin hatte ihr Schicksal mit musterhaftem Gleichmuth ertragen. Noch mehr, sie war durch die Salons des Krösus geschritten, ohne durch den Glanz derselben geblendet zu werden, und war vielleicht zum ersten Male mit Freude in ihren Korb gekrochen, als man ihr anzeigte, daß sie den Palast in der Straße Laffitte verlassen müsse.

Die Geschichte der beiden anderen Thiere ist kürzer und bietet minder rührende Vorfälle.

Mischka oder Mäuschen ist ein pechschwarzer Dachshund von der kleinsten Gattung. Der Graf hat ihn von einem jungen Engländer, Herrn Derring, zum Geschenk erhalten.

Scherrepascha, die russische Benennung des Wortes Schildkröte, war bei dem berühmten Speisewirth Cheret gekauft worden, um Sascha ein Vergnügen zu machen. Es ist ein mürrisches Wesen, das sich wenig um Andere kümmert, und in einem Winkel ruhig seine Salatblätter und Rüben verzehrt.

Ich habe nur noch zu erzählen, wie ich mit dem Grafen, der Gräfin, dem unentbehrlichen Dandré, dem Doctor Kudriatsew, dem Professor Retschenski, dem Illustrissimo Maestro, mit Alexandrine Sascha, Helene und Annette, mit dem Poeten Polonski und dem Zauberer Daniel Home bekannt geworden bin. Ich habe auch die Ursachen meiner Reise nach Rußland zu erklären. Man hat bereits erzählt, ich sey nach Petersburg gereist, um ein Stück für das Theater français zu schreiben, und in der Erwartung, den Stanislausorden zu erhalten. An diesen Gerüchten ist kein wahres Wort.

Home hatte oft gewünscht mir vorgestellt zu werden oder mich in seinen Sitzungen zu sehen; ich konnte, wie begierig ich auch war, seine Bekanntschaft zu machen, wegen überhäufter Arbeiten diesen Wunsch nicht erfüllen. Da kamen zwei Freunde zu mir und sagten:

»Morgen werden wir Ihnen Home bringen.«

»Kommen Sie mit ihm zum Diner,« antwortete ich.

Diese Art neue Bekanntschaft zu machen, ist mir am liebsten: ich fürchte nichts mehr, als die störenden Besuche im Laufe des Tages, und da man doch speisen muß, gleichviel ob gut oder schlecht, ob schnell oder langsam, so pflege ich die Personen, die man mir vorstellen will, bei Tische zu empfangen, wenn man mit einem so ungezwungenen Empfange einverstanden ist. In dieser Absicht habe ich dem Gerücht, daß ich ein guter Koch sey, nicht widersprochen.

Graf Sauzillon und Delaage erschienen also den folgenden Abend um halb sieben Uhr mit Home, und die Bekanntschaft wurde bei der Suppe gemacht.

Home war damals nicht im Besitz seiner Geisterherrschaft, und um seine Verdauung nicht zu stören, sprach ich kein Wort von seinen früheren Triumphen; ich lenkte das Gespräch auf seine Reisen und sprach von Rom, Neapel und Florenz.

Er erzählte uns nun, wie er zu Rom die Bekanntschaft des Grafen und der Gräfin Kuschelew gemacht und wie die Schwester der Gräfin seine Braut geworden; dann setzte er etwas kleinlaut hinzu, daß der Graf und die Gräfin meine Bekanntschaft zu machen wünschten.

»Wenn mir der Graf und die Gräfin Kuschelew die Ehre erweisen wollen, bei mir zu speisen,« antwortete ich, »so werde ich mit Vergnügen ihre Bekanntschaft machen.«

»Wäre es nicht schicklich,« fragte Home, »daß Sie selbst die Einladung machten?«

»O ja; ich werde morgen die Ehre haben, mich im Gasthofe einzufinden.«

»Warum nicht diesen Abend?«

»Weil wir uns hoffentlich erst um eilf oder zwölf Uhr verlassen werden.«

»Das ist früh für den Grafen und die Gräfin, die erst um fünf Uhr Früh zu Bett gehen; wir können also um eilf oder zwölf Uhr hingehen.«

Ich sah Delaage, der ein Hausfreund war, fragend an. Er gab kopfnickend seine Zustimmung.

»Wir stellen zugleich den Herrn Grafen Sauzillon diesen Abend vor,« setzte Home hinzu; »wir schlagen dann zwei Fliegen mit einer Klappe.«

Ich fragte nicht, ob ich die erste oder die zweite Fliege seyn würde, und nahm den Vorschlag an.

An demselben Abend wurden wir dem Grafen und der Gräfin vorgestellt.

Es war fünf Uhr Früh, als ich das Hotel des Trois-Empereurs verließ; ich nahm mir vor, ein Haus, wo man so lange bleiben muß, nicht wieder zu betreten.

Ich ging den folgenden Abend wieder hin und ging um sechs Uhr fort. In dem Zaubersalon waren freilich Sivori, der Geige spielte, Ascher, der Piano spielte, und Méry, der erzählte.

Aber meine Feuilletons warteten, ich ging in den nächsten drei Tagen nicht wieder hin.

Den dritten Abend holte man mich mit dem Wagen ab. Home und Sauzillon hatten gemessene Befehle, mich beim

Kragen zu nehmen und mit Güte oder Gewalt in das Hotel des Trois-Empereurs zu bringen.

Ich war auf dieses Attentat gefaßt gewesen, und beschloß mich wie die Trojaner oder wie die Sebastopolitaner zu wehren.

Doch das Fleisch ist schwach; ich stieß einen Seufzer aus und ging mit meinen beiden Gendarmen.

Ich erwähne hier eine Thatsache, welche beweist, daß Home nicht so kraftlos geworden ist, wie er behauptet.

Wir fuhren in einer zweispännigen Calesche die Rue d'Amsterdam hinunter; Sauzillon und ich saßen auf dem Rücksitz, Home auf dem Vordersitz. Plötzlich hörten wir ein gewaltiges Getöse, als ob der Donnerwagen hinter uns wäre. Ich stand auf und schaute zurück. Ein Einspänner, dessen Pferd flüchtig geworden war, stürmte auf uns ein.

»Rechts! rechts!« rief ich dem Kutscher zu.

Wenn er schnell rechts auswich, konnte er den Zusammenstoß vermeiden.

Da er mich nicht verstand, so rief ich noch lauter.

»Fürchten Sie nichts,« sagte Home ganz gelassen, »Sie sind bei mir.«

Kaum hatte er diese beruhigenden Worte gesprochen, so faßte der Einspänner ein Hinterrad unserer Calesche mit solcher Gewalt, daß der Wagen sammt Kutscher und Pferden zu einer Seitenschwankung gezwungen wurde.

Diese Schwankung verursachte natürlich einige Verwirrung. Als ich mich überzeugt hatte, daß wir Alle sammt Wagen und Pferden unverletzt geblieben waren, sah ich mich nach dem Einspänner um.

Der Einspänner lag auf dem Trottoir, das Pferd streckte die vier Hufeisen in die Höhe, der Kutscher lag bewußtlos

auf dem Steinpflaster. — Von uns hatte Keiner eine Schramme bekommen.

Wir kamen in das Hotel des Trois-Empereurs. Die Abendgesellschaft war ungemein belebt. Der Graf und die Gräfin gingen mir entgegen, boten mir einen Fauteuil und setzten sich zu beiden Seiten.

»Wir haben bemerkt,« sagte der Graf zu mir, »daß es Ihnen lästig ist, bis sechs Uhr Früh zu bleiben.«

»Ich gestehe, Herr Graf,« erwiederte ich, »daß meine Lebensordnung dadurch gestört wird.«

»Künftig,« sagte die Gräfin, »können Sie um Mitternacht gehen.«

»Aber unter einer Bedingung,« setzte der Graf hinzu.

»Unter welcher Bedingung?«

Die Gräfin ließ ihren Gemal nicht zu Worte kommen.

»Sie müssen mit uns nach Petersburg gehen,« antwortete sie.

Ich war ganz betroffen, denn die Sache kam mir im ersten Augenblicke zu toll, zu abenteuerlich vor.

»Das ist unmöglich!« sagte ich.

»Wie? unmöglich?« fragte der Graf.

»Ja wohl. Sie reisen nächsten Dinstag, also in fünf Tagen. Wie kann ich mich in fünf Tagen zu einer solchen Reise rüsten, um so mehr,« setzte ich wie mit mir selbst redend hinzu, »da ich mich, wenn ich wirklich nach Rußland ginge, nicht auf Petersburg beschränken würde.«

»Da hätten Sie vollkommen Recht,« sagte der Graf; »Petersburg ist die Stadt Peters des Großen, aber nicht Rußland.«

»Nein,« fuhr ich fort, »ich würde auch Moskau, Nish-

nij-Nowogorod, Kasan, Astrachan, Sebastopol besuchen und die Rückreise auf der Donau machen.«

»Das trifft sich ja sehr gut,« antwortete die Gräfin; »ich habe eine Besitzung zu Koralowo, unweit Moskau; der Graf hat ein Gut bei Nishnij, Steppen bei Kasan, Fischereien auf dem kaspischen Meere, ein Landhaus zu Pschatka. Sie haben also von hundert zu hundert Meilen ein Absteigequartier.«

Dieser Antrag war in der That geeignet, einem Reisenden, der nur mit einem Haare, und zwar mit einem ganz dünnen Frauenhaar an Paris hängt, den Kopf schwindeln zu machen.

»Frau Gräfin,« erwiederte ich, »geben Sie mir drei Tage Bedenkzeit.«

»Ich gebe Ihnen drei Minuten,« sagte sie. »Entweder Herr Home bekommt unsere Schwester nicht zur Frau, oder Sie werden Brautführer.«

Ich stand auf, ging auf den Balcon und besann mich. Ich bedachte, daß ich mir vorgenommen, nach Griechenland, Kleinasien, Syrien und Egypten zu reisen. Ich bedachte, daß der Schiffsbaumeister Mazeline fünf Monate zur Ausrüstung unseres Fahrzeuges verlangt hatte. Ich bedachte, daß eine Reise nach Rußland unter den obwaltenden Umständen höchst interessant seyn müsse. Ich bedachte endlich, daß es eine Tollheit sey, und dieser Beweggrund war, wie ich fürchte, der entscheidende.

Nach dritthalb Minuten ging ich wieder zur Gräfin.

»Nun?« fragte sie.

»Ich reise mit Ihnen,« antwortete ich.

Der Graf drückte mir die Hand. Home fiel mir um den Hals.

So ist es gekommen, daß ich die Reise nach Petersburg, Moskau, Nishnij-Nowgorod, Kasan, Astrachan, in den Kaukasus, in die Krim, nach Odessa und Galatz unternommen habe.

In Petersburg bin ich bereits angekommen. Ob ich den übrigen Theil der Reise machen werde? Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Jetzt habe ich meine Reise von Paris nach Petersburg zu erzählen; dies war nur eine Vorrede.

Es ist ganz leicht: ich brauche dem freundlichen Leser nur meine Briefe an meinen Sohn mit dessen Zustimmung mitzutheilen.

Vale et ama me.

VII.

Die Abreise. — Erste Etappe.

Berlin, 18. Juni 1858.

Es ist halb zwölf Uhr Abends und ich plaudere in der Badwanne mit Dir.

Du glaubst, ich sitze im Wasser und ich liege auf einer Matratze; Du glaubst, ich nehme ein Bad und liege im Bette.

Und ich liege wahrlich gar nicht schlecht, weit besser als sonst gewöhnlich in Deutschland.

Ich weiß wohl, daß Du kein Schwätzer bist; aber Du wirst doch gewiß fragen: Wie kommt es, daß mein Papa in

Preußens Hauptstadt in einer Badewanne und nicht in einem Bette liegt?

Du verlangst die Lösung des Knotens noch, bevor er geschürzt ist. Lies diesen Brief zu Ende, und Du wirst sehen, wie die verwickeltsten Resultate aus den einfachsten und natürlichsten Ursachen hervorgehen können.

Du weißt, daß wir Dinstag Abends abgereist sind; denn Du hast uns ja zur Eisenbahn begleitet; wir nahmen, ehe ich in den Waggon stieg, zärtlichen Abschied; Du machtest ja, auf die Gefahr im Hinunterspringen den Hals zu brechen, etwa dreißig Schritte auf dem Wagentritt mit, und erst als Du einsahest, daß Du gezwungen seyn würdest, mit uns — nicht nach Petersburg, aber wenigstens bis Pontoise zu fahren, entschlossest Du Dich hinunterzuspringen.

Ich rief Dir noch einmal zu: Bleibe gesund und denke an mich! Hast Du es gehört? Ich bezweifle es. Aber Gott hat meinen letzten Abschiedsgruß gehört.

Wenn man auf einen Tag verreist und zehn Meilen machen will, so ist es schon gut an den lieben Gott zu denken, noch mehr also wenn man auf drei Monate Abschied nimmt und eine Reise von ein paar tausend Meilen antritt.

Du bliebst also zurück und schautest dem mit furchtbarer Schnelligkeit dahinbrausenden Eilzuge nach. In einigen Secunden hattest Du uns aus den Augen verloren.

Gott denke an Dich, mein Sohn. Du bist noch jung, Du hast eine Zukunft; ich bin schon alt und habe wenig mehr als eine Vergangenheit. Aber wie ich Dich in der Vergangenheit mit der unendlichen Liebe die nur ein Vaterherz kannte, umfaßt habe, so werde ich dich auch in der Zukunft lieben. Gehe

also mit Gott! wie unsere alten Freunde, oder vielmehr unsere alten Feinde, die Spanier, sagen.

Nachdem ich mein Herz ausgeschüttet, kehre ich zu unserer Reise zurück, die ich Dir ausführlich erzählen will. Wenn ich Dir zuweilen Dinge sage, die Du schon weißt, wenn ich schon Gesagtes wiederhole, so bedenke, daß diese Briefe nicht für Dich allein geschrieben sind.

* *
*

Als wir schieden, saß ich mit dem Grafen, der Gräfin, und Dandré in einem Waggon. Außer diesen vier denkenden Wesen enthielt derselbe Waggon noch zwei instinctbegabte Geschöpfe, Duschka und Mischka.

Scharik steht unter Luisens Obhut. Signorina ist in ihrem Korbe. Scherrepascha ist in einer Zuckerschachtel.

Weder Scharik, noch Signorina, noch Scherrepascha sind noch declarirt worden; sie werden alle drei durchgeschmuggelt. Nur Duschka und Mischka dürfen sich zeigen mit Billeten am Ohr wie die Studenten bei den ersten Vorstellungen im Odeon.

Wir haben nemlich den Waggon, so wie den vorhergehenden und nachfolgenden gemiethet. Moynet, der mich begleitet, ist bei dem Doctor, dem Pädagogen, dem Zauberer und dem Maestro im vorhergehenden Waggon. Helene, Annette, Sascha, Annuska und Luise sitzen in dem nachfolgenden Waggon. Scharik, Signorina und Scherrepascha reisen in einen Waggon. Missam ist vorausgereist, um uns in Cöln ein gutes Frühstück zu bestellen. Simon und die beiden Schreiber sind ich weiß nicht wo.

Es ist sehr heiß; aber Dandré, der für alles sorgt, hat drei Körbe in den Waggon bringen lassen. In dem einen ist

Champagner und Eiswasser; in dem andern sind gebratene Hühner, harte Eier, Würste und einige Flaschen Bordeaux; in dem dritten endlich sind Trauben, Pfirsiche, Aprikosen und Mandeln.

Du hast also gar nicht Ursache uns zu bedauern; spare dein Mitleid für die Zeit auf, wo ich auf der Wolga reisen oder auf den Steppen am Don campiren werde.

In Pontoise wurde soupirt, in Oeil Sodawasser getrunken, in Compiegne geschlafen. Du weißt wie ich im Waggon schlafe, Du wirst Dich also nicht wundern, wenn ich Dir nicht sage wie die Andern schliefen.

An der belgischen Grenze wurde ich durch folgende in dem Dir bekannten Französisch gesprochenen Worte geweckt:

»Alle Reisenden haben sich in das Zollamt zu verfügen; lassen Sie nichts in den Waggons, es muß alles durchsucht werden.«

Diese Einladung wurde durch folgenden, im Innern des Gebäudes angeschlagenen Zettel bestätigt:

»Hier müssen alle Effecten ohne Unterschied durchsucht werden, ausgenommen die zum Gebrauch der Reisenden bei sich getragenen.«

Man fragte mich, ob ich etwas zu declariren hätte, und auf meine verneinende Antwort kritzelten die Zollbeamten ein paar Hieroglyphen auf mein Gepäck. Diese Hieroglyphen waren mir eben so räthselhaft wie die von Champollion entzifferten, aber aus ihrer Wirkung schloß ich, daß sie ein Geleitsbrief für Alles waren, was nicht niet- oder nagelfest an mir war.

Diese Zauberkraft thaten ein paar Schnörkel; daher vermuthe ich, daß die Sprache der Zollwächter dieselbe ist, wie die von Molière gerühmte schöne türkische Sprache, die mit wenigen Worten so viel sagt.

Eine Stunde nachher saßen wir wieder im Waggon, und weiter gings gen Aachen.

Bis Verviers, nemlich bis zur preußischen Grenze, ging Alles gut; dann aber fingen unsere oder vielmehr Dandré's Plagen wieder an.

Man kam an die Thür und verlangte unsere Karten.

Dandré zeigte unsere Karten.

»Sie haben Hunde?« fragte der preußische Beamte.

»Hier sind ihre Karten,« sagte Dandré.

Der Beamte warf einen Blick in den Waggon. Die beiden Hunde waren nicht sichtbar; er glaubte, sie wären in ihrem Kasten und entfernte sich.

Die Dampfpfeife ertönte und weiter brauste der Zug.

Auf der Station Aachen kam wieder ein Beamter und verlangte die Fahrkarten zu sehen. Sie wurden ihm vorgezeigt.

»Sehr wohl; Sie haben Hunde bei sich?‹

»Hier sind ihre Fahrkarten,« sagte Dandré.

Der Beamte würde sich wahrscheinlich entfernt haben, wie sein College, wenn nicht Duschka, die zu wissen schien, daß von ihr die Rede war, den Kopf aus den Shawls, in denen sie vergraben war, hervorgestreckt und den Preußen angebellt hätte.

»Sie haben Hunde bei sich!« wiederholte er mit fast drohendem Tone.

»Sie wissens ja, wir haben die Karten vorgewiesen.«

»Ja, aber die Hunde dürfen nicht in den Waggons der Passagiere fahren.«

»Warum nicht?«

Die Erklärung konnte nicht gegeben werden, denn die Dampfpfeife ertönte und der Zug setzte sich in Bewegung.

Der Preuße blieb noch einen Augenblick auf dem Tritt stehen und wiederholte schreiend das Gebot: »Die Hunde dürfen nicht mit den Passagieren fahren!« aber er mußte hinunterspringen, er hätte sonst leicht eine Zwangsfahrt nach Köln machen können, so wie Du in Gefahr warest, mit nach Pontoise zu fahren.

Bis zur nächsten Station drehte sich unser Gespräch um die Frage: Warum dürfen die Hunde in Preußen nicht mit den Passagieren in einem und demselben Waggon bleiben? Keiner von uns vermochte die Frage befriedigend zu lösen.

Kaum hielt der Zug auf der nächsten Station, so sprang ein Beamter auf den Tritt.

»Sie haben Hunde!« sagte er aufgebracht.

An uns wurde gar nicht gedacht.

»Hier sind die Karten.«

»Die Hunde dürfen nicht in den Waggons der Passagiere fahren.«

Wir sollten nun endlich die Lösung des Räthsels erfahren.

»Warum nicht?« fragte Dandré.

»Weil sie die Passagiere belästigen können.«

»Das ist keineswegs der Fall,« erwiederte der Graf in sehr gutem Deutsch, »die Hunde gehören zu uns.«

»Das thut nichts, sie können die Passagiere belästigen.«

»Aber,« entgegnete der Graf, »wir sind ja die einzigen Passagiere.«

»Sie können von den Hunden belästigt werden.«

»Wir werden aber nicht belästigt.«

»Es ist einmal so verordnet.«

»Die Verordnung kann nur auf fremde Passagiere eine

Anwendung finden, aber nicht auf die Eigenthümer der Hunde, die den ganzen Waggon gemiethet haben.«

»Es ist einmal so verordnet.«

»Die Verordnung kann unmöglich etwas so Ungereimtes verlangen. Holen Sie den Stationschef.«

Der Stationschef kam. Er hatte einen Schnurbart, ein Kreuz und das Medaillon.

»Sie haben zwei Hunde,« sagte er.

»Ja.«

»Sie müssen die Hunde hergeben und in den Kasten setzen lassen.«

»Wir haben Sie eben kommen lassen, weil wir die Hunde bei uns zu behalten wünschen.«

»Unmöglich.«

»Warum denn?«

»Weil die Hunde nicht in den Waggons der Passagiere seyn dürfen.«

»Geben Sie einen Grund an.«

»Die Passagiere können durch sie belästigt werden.«

»Wir sind ja die Eigenthümer der Hunde und haben den ganzen Waggon gemiethet.«

»Ich muß mich an die Verordnung halten. Geben Sie die Hunde her.«

Als man eben dieser Aufforderung Genüge leisten wollte, ertönte der Pfiff und der Zug setzte sich in Bewegung.

»Es ist gut!« sagte der Stationschef zornig. »Auf der nächsten Station wird man's Ihnen schon sagen.«

Wir waren begierig, was es auf der nächsten Station geben werde.

Kaum hielt der Zug, so stürzten zwei Beamte auf unsern Waggon zu, rissen die Thür auf und schrien:

»Die Hunde!«

Wir waren von der vorigen Station offenbar gut empfohlen worden.

Dieses Mal half kein Sträuben; der eine Beamte legte bereits Hand an Duschka. Aber Mischka war verschwunden wie durch eine Fallthür.

»Der andere Hund!« sagte der zweite Preuße. »Wo ist der andere Hund?«

Um einer lästigen Durchsuchung des Waggons auszuweichen, sagte Dandré:

»Der andere Hund ist in dem nächstfolgenden Waggon. Kommen Sie.«

Er sprang in den nächsten Waggon, griff mit der Hand, trotz Louisens Geschrei, an den Ort, wo er Scharik zu finden wußte, und Scharik hatte gleiches Schicksal mit Duschka.

Der Preuße schien sehr erfreut; er steckte Scharik und Duschka in den Hundekasten, schloß die Thür hinter Dandré und wünschte uns glückliche Reise. Das Gesicht des braven Mannes hatte den Ausdruck der Gewissensruhe und treuen Pflichterfüllung.

Da auch wir einige Ruhe zu erwarten hatten, aßen wir etwas Obst, tranken ein Glas Wein und schliefen ein.

Auf der nächsten Station wurden wir wieder durch die Stimme eines Bahnbeamten geweckt.

»Sie haben drei Hunde?«

»Zwei,« sagte Dandré, noch halb im Schlafe, »hier sind ihre Karten.«

»Drei!« entgegnete der Beamte und zeigte auf Mischka, die aus ihrem Versteck hervorgekommen war und sich unbesonnener Weise auf die Reiseschatulle der Gräfin gesetzt hatte.

Der Schmuggel war nicht abzuläugnen; wir nahmen

in aller Demuth den Verweis des Beamten an und bezahlten einen dritten Platz für Mischka, die von nun an mit Duschka und Scharik die Reise fortsetzen mußte.

Zwischen eilf und zwölf Uhr Mittags kamen wir in die Stadt der drei Könige, wo wir einst — es sind bald vierzehn Jahre — auf demselben Wege zusammentrafen.

Du kannst also das, was ich im folgenden Capitel über Köln sagen werde, ungelesen lassen.

VIII.

Köln.

An Köln knüpfen sich zwei Erinnerungen, die eine aus meinen Knabenjahren, die andere aus meinem Mannesalter.

Im Jahre 1814, als die Verbündeten in Frankreich einrückten, mochte meine Mutter nicht in Villers-Cotterets bleiben; in dem Städtchen Crépy, welches nicht an einer Hauptstraße liegt, glaubte sie mehr in Sicherheit zu seyn; wir versteckten unser Silberzeug und einige andere werthvolle Sachen im Keller und traten zu Esel unsere Flucht nach Egypten an.

In drei bis vier Stunden erreichten wir das Ziel unserer Wanderung. Wir begaben uns zuerst zu einer alten Dame, deren Kinder mit mir in die Schule gegangen waren und die uns ein Unterkommen angeboten hatte. Frau von Longpré war die Witwe eines vormaligen Kammerdieners Ludwigs XV., der ihr unter anderen hübschen Sachen ein prächtiges Porzellanservice geschenkt hatte; vielleicht hatte sie durch ihre Schönheit Gnade vor dem Monarchen gefunden.

Ich sehe noch die großen Suppenschalen, die giganti-

schen Schüsseln mit ihren Blumen und Arabesken und Drachen; ein Liebhaber von Raritäten wäre entzückt darüber gewesen. Aber 1814 gab es noch keine Raritätenliebhaber. Die alte Dame, die nicht reich war und sich gern betrank, hatte wohl zehnmal versucht, das ganze Porzellanservice zu verkaufen, aber es fand sich kein Käufer das chinesische Porzellan war damals nicht in der Mode. Wenn sie daher das unabweisliche Bedürfniß des Rausches fühlte, so nahm sie eine Schüssel oder Suppenschale und ging damit hausiren. Sie erhielt dann wohl vierzig Sous für ein Stück, das mindestens zweihundert Francs werth war; dann ging sie voll Freude zum Krämer und trank zwei, vier, sechs Gläser Schnaps, bis sich der ersehnte Rausch eingestellt hatte. So versilberte sich ein Stück nach dem andern.

Wir blieben nur einige Tage bei ihr. Meine Mutter, die nur Wasser trank und ihre Vorliebe für dieses Getränk auf mich vererbt hat, mochte nicht Zeuge eines solchen Schauspiels seyn und noch weniger mich zum Zeugen desselben machen.

Sie miethete sich bei Madame Millet, der Witwe eines Arztes, ein. Die beiden Söhne der würdigen Dame waren ebenfalls Aerzte, der eine im Civil, der andere in der Armee. Sie hatte auch zwei Töchter, Amélie und Adele.

Wir erhielten ein kleines Zimmer mit zwei Betten, das die Aussicht auf die Landstraße bot.

Um den jüngern Bruder, den Stabsarzt, war die Familie damals sehr besorgt; sein letzter Brief war am Tage vor der Schlacht von Brienne geschrieben, und seitdem hatte man nichts mehr von ihm gehört. Ob er todt, oder verwundet, oder in Gefangenschaft war wer konnte es wissen?

In der ersten Nacht hörten wir starkes Klopfen an der

Hausthür. In wenigen Augenblicken waren alle Hausbewohner auf den Füßen; die Bestürzung war groß, denn man erwartete stündlich den Feind.

Herr Millet der ältere öffnete endlich die Hausthür; er war der einzige Mann im Hause, ich war eilf Jahre alt.

Während Alle mit Schrecken das Erscheinen des nächtlichen Gastes erwarteten, hörte man Millet's jubelnde Stimme, welche Mutter und Schwester herbeirief.

Plötzlich stürzte ein schöner junger Mann von fünf- bis achtundzwanzig Jahren in den Salon; er warf seinen Mantel ab und erschien in der Uniform eines Stabsarztes.

Alle begrüßten ihn mit Freude, man hatte seit zwei Monaten keine Nachricht von ihm. Mutter, Schwestern, Brüder sanken einander in die Arme. Meine Mutter nahm mich bei der Hand und entfernte sich schweigend: wir waren ja Fremde, und bei solchen Gelegenheiten ist jeder Fremde ein Freudenstörer.

Niemand beachtete unser Fortgehen. Man wußte nicht einmal, daß wir da waren, man hatte uns gar nicht gesehen; wenn man uns auch gesehen hatte, so dachte man nicht mehr an uns.

Am andern Morgen erzählte man die ganze Scene, als ob wir nicht dabei gewesen wären; zugleich erfuhren wir aber Manches, was wir noch nicht wußten.

Der junge Stabsarzt gehörte, zum Armeecorps des Marschalls Mortier. Dieses Armeecorps hatte sich Abends zuvor in Villers-Cotterets überrumpeln lassen, und nach einem hitzigen Scharmützel hatte Jedermann in der Nacht das Weite gesucht.

Auch Millet hatte sich geflüchtet. Erst drei Stunden von seiner Vaterstadt hatte er an seine Mutter, seine Schwestern,

das kleine trauliche Haus und den Blumengarten gedacht; er hatte sich orientirt, war querfeldein gelaufen und glücklich an die Thür des Vaterhauses gekommen.

Jetzt, da er Mutter, Bruder und Schwestern begrüßt hatte, wollte er sich wieder zu seinem Armeecorps begeben. Aber wo war sein Armeecorps? War nicht zu fürchten, daß er bei dem Versuch zur Rückkehr einem preußischen Streifcorps in die Hände fallen und Freiheit oder Leben verlieren werde? War's nicht besser, erst glaubwürdige Nachrichten abzuwarten? Und in Ermanglung der Nachrichten mußte sich gewiß bald der Kanonendonner hören lassen und den Versprengten das Zeichen zur Rückkehr unter die Fahnen geben.

Inzwischen schnitt der junge Stabsarzt seinen Schnurbart ab und legte Civilkleider an, um nicht von einem jeden Augenblick zu erwartenden feindlichen Streifcorps als französischer Offizier erkannt zu werden. Seine Uniform wurde sammt dem Degen sorgfältig eingewickelt und in einem Schrank versteckt.

Kaum hatte man diese Vorkehrungen getroffen, so erfuhr man, daß eine kleine Abtheilung Infanterie und Cavallerie von dem Armeecorps des Herzogs von Ragusa in Crépy angekommen sey. Die versprengte Schaar stellte Schildwachen auf und hoffte einige Ruhe zu genießen.

Aber der Feind folgte ihr auf dem Fuße. Bald hörten wir einen Schuß, und die am Ende unserer Straße aufgestellte Schildwache eilte in die Stadt und rief zu den Waffen.

Hinter ihr sprengte ein preußisches Cavalleriecorps in die Stadt. Die Reiter sind mir noch sehr gut erinnerlich: sie trugen blaue Röcke und graue Hosen.

Alle Thüren und Fenster wurden geschlossen, als die Hufschläge auf dem Steinpflaster dröhnten. Der fliehende und

zu den Waffen rufende Soldat mußte offenbar eingeholt und niedergehauen werden, ehe er seine in der Mitte der Stadt befindlichen Cameraden erreichte.

Der ältere Millet öffnete rasch die Hausthür, und gab dem Soldaten einen Wink. Der Soldat schlüpfte in den Garten, und hinter ihm wurde die Hausthür mit der Schnelligkeit einer Theatermaschinerie wieder geschlossen.

Es war Zeit. Die Reiter, die wir von unserm hohen Standpunkt seit einigen Minuten sehen konnten, kamen um die Ecke und sprengten im stärksten Galopp in die Stadt.

Millet öffnete eine Hinterthür und zeigte dem Soldaten einen um die Stadt führenden Weg, auf welchem er zu seinen Cameraden kommen konnte. Der Soldat trank schnell ein Glas Wein, lud sein Gewehr und eilte fort. Die Thür wurde wieder geschlossen und verriegelt.

Bald hörten wir wieder Hufschläge auf dem Straßenpflaster. Meine Mutter vermochte mich nicht zurückzuhalten, ich lief an's Fenster und sah ein Scharmützel, das einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte. Die preußischen Dragoner kämpften Mann gegen Mann mit den französischen Husaren, die sie mit Säbelhieben und Pistolenschüssen empfingen. Die Ersteren mußten sich zurückziehen und sich wiederum auf die Schnelligkeit ihrer Pferde verlassen. Die Reitermasse füllte die ganze Straße und verschwand endlich mitten unter Waffengeklirr und Pulverrauch an der Biegung des Weges. Einige Reiter waren von den Pferden gestürzt und lagen auf der Straße. Drei von ihnen lagen regungslos in Blutlachen; ein Vierter schleppte sich zur Hausthür, vermuthlich um den Kopf auf die Schwelle zu legen und ruhig, seiner Heimat gedenkend, auf dem steinernen Kissen zu sterben.

Es war ein junger Mann in blauem Rock, also ein

Preuße. Das Blut strömte aus einer Stirnwunde. Die beiden Brüder Millet öffneten die Hausthür und trugen den Verwundeten in den Salon. Er hatte einen tiefen Säbelhieb auf der Stirn.

Er war natürlich der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Blieben die Franzosen Sieger, so hatten wir nichts zu fürchten; siegten die Preußen, so wurde der Verwundete unsere Schutzwehr. Man dachte erst daran, als man ihn aufgenommen hatte, aber man ließ sich dieses günstige Zusammentreffen von Umständen schon gefallen.

Die Frauen fingen nun an Charpie zu zupfen und die beiden Aerzte zerrissen Servietten, um einen Verband daraus zu machen.

Der Verwundete war immer noch bewußtlos; der Schädel war gespalten und es war zu fürchten, daß das Gehirn Schaden gelitten.

Während dieser Vorbereitungen hörten wir Trommelschlag. Es waren unsere zwei oder drei Voltigeurcompagnien, die vorbeimarschirten.

Gleich darauf hörten wir ein lebhaftes Gewehrfeuer; wahrscheinlich hatten sie am Ende der Stadt den Feind getroffen.

Der Verwundete wurde nach allen Regeln der Militärchirurgie verbunden. Er kam bald wieder zum Bewußtseyn. Er sprach ziemlich schlecht französisch, aber der ältere Millet sprach ziemlich gut deutsch, so daß sich Beide leicht verständigen konnten.

Bald nachher wurde an die Hausthür geklopft. Der ältere Millet machte auf.

Die Preußen waren Herren der Stadt, und einige Soldaten verlangten Quartier und Speisen.

Millet führte sie zu dem Verwundeten, der sich als Offizier zu erkennen gab und eine Schildwache mit dem Befehl, Niemand hereinzulassen, vor die Hausthür stellte.

Es versteht sich, daß die Schildwache, sobald sie abgelöst war, in die Küche geführt und abgefüttert wurde.

Nach einem Monate war der junge preußische Offizier vollkommen geheilt; er schied mit dem wärmsten Dank und ließ uns seine Adresse.

Er hieß Anton Maria Farina, und war aus Köln. Er war der Neffe des berühmten Johann Maria Farina, des ersten Destillateurs der bekannten Welt.

Im Jahre 1838 machte ich eine Reise an den Rhein. In Köln erkundigte ich mich nach Anton Maria Farina. Er hatte den Säbel abgelegt und fabricirte Kölnerwasser.

Ich ließ mir sein Magazin zeigen; ich ging hinein und kaufte ein Kistchen der duftenden Waare. Es war nur ein Commis im Laden. Ich ersuchte ihn, den Principal zu holen.

Der Principal war gerade bei Tisch, aber obschon bei diesem wichtigen Geschäft gestört, war er sehr freundlich und zuvorkommend.

Ich warf sogleich einen Blick auf seine Stirn: die Narbe war da. — Er war's wirklich.

Er sah, daß ich ihn mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete und fragte mich, womit er diese Ehre verdient habe.

Ich fragte ihn, ob er sich noch erinnere, wo er die Stirnwunde erhalten.

Er antwortete: In einem französischen Städtchen, Namens Crépy.

Ich fragte ihn, ob er sich des Namens der Familie, die ihn gepflegt, noch erinnere.

Er antwortete, die Familie heiße Millet.

Ich fragte ihn, ob er sich eines zehnjährigen Knaben erinnere, der eine Schüssel mit Wasser, das von seinem Blut geröthet gewesen, gehalten.

Er sah mich neugierig an.

»Ich frage nicht,« setzte ich lachend hinzu, »ob Sie ihn wieder erkennen, ich frage, ob Sie sich seiner erinnern.«

»Sie waren's also?« sagte er.

Ich reichte ihm beide Hände und erinnerte ihn zugleich an gewisse Vorgänge, die ihm keinen Zweifel lassen konnten.

Er fiel mir um den Hals und rief seine ganze Familie, eine Frau und zwei sehr hübsche Töchter, herbei und gab ihnen mit kurzen, natürlich deutsch gesprochenen Worten die Erklärung dieses merkwürdigen Wiedersehens.

Man schleppte mich nun mit lautem Jubel in das Speisezimmer und pflanzte mich an den Tisch. Ich wurde mit Hasenpfeffer, Kalbsbraten und Anisbrot gefüttert, mit dem besten Johannesberger aus dem Keller gelabt.

So verging der ganze Abend sehr vergnügt. Wir schieden erst um ein Uhr nach Mitternacht.

Meine zweite Erinnerung an Köln ist aus neuerer Zeit.

Ich bewohnte 1840 zu Florenz ein hübsches Haus an der Via Arondinelli. Eines Tages meldete man mir einen deutschen Pfarrer.

Ein deutscher Pfarrer! Was konnte ein deutscher Pfarrer von mir wollen?

»Gleichviel,« sagte ich, »er soll mir willkommen seyn.«

Ich erwartete einen ehrwürdigen Greis mit weißen Haaren zu sehen und bereitete mich bereits vor, ihn um seinen

Segen zu bitten, als ein blonder, blühend und freundlich aussehender Mann von etwa dreißig Jahren erschien.

Er reichte mir die Hand und ich erwiederte lächelnd seinen Händedruck.

»Womit kann ich Ihnen dienen?« fragte ich.

»Sie können machen, daß ich Rom sehe, das Ziel meiner Sehnsucht,« antwortete er; »ich werde es nicht sehen, wenn Sie ein Anderer sind, als ich glaube.«

»Ich hoffe, daß ich Ihren Erwartungen entsprechen werde. Was kann ich thun, um Ihren Wunsch zu erfüllen?«

»Vor Allem erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Geschichte erzähle; ich werde mich kurz fassen.«

»Zuerst nehmen Sie Platz; dann erzählen Sie.«

Der junge Geistliche setzte sich.

»Ich heiße S***,« begann er. »Ich bin der Sohn der berühmten deutschen Schauspielerin S*** und ein Bruder des gefeierten Künstlers D***.«

»Dann kenne ich ja Ihre ganze Familie,« sagte ich.

»Dies macht mir Muth.«

»Dann fahren Sie fort.«

»Ich habe in Köln, hinter dem Dom eine kleine Pfründe. Wenn Sie jemals in die Colonia Agrippina kommen, so werden Sie mich da finden.«

Ich verneigte mich.

»Ich habe zwölfhundert Francs Gehalt; mit Sparen und Darben habe ich tausend Francs erübrigt, und mit diesen tausend Francs habe ich die schon lange ersehnte Reise nach Italien unternommen. Insbesondere wünschte ich Rom zu sehen.«

»Ich finde das begreiflich.«

»Sie können sich meinen Schmerz denken. Von meinen tausend Francs habe ich nur noch zweihundert, gerade so viel wie ich brauche, um nach Köln zurückzureisen — und ich habe Rom nicht gesehen.«

Ich fing an zu lachen.

»Und Sie suchen mich auf,« erwiederte ich, »um durch mich nach Rom zu kommen?«

»Ja wohl, ich ersuche Sie um ein Darlehen von fünfhundert Francs, die ich Ihnen nie zurückzahlen werde. Ich sage es Ihnen im Voraus, damit Sie sich darnach richten können — Sie müßten denn verlangen, daß ich mich fünf Jahre lang wieder mit Wasser und Brot begnüge. Ich werde es thun, wenn Sie es verlangen, aber ich gestehe, daß es mir schwer fallen würde.«

»Sie werden mich doch nicht für so grausam halten, lieber Herr S***?«

»Nein, und eben weil ich eine so gute Meinung von Ihnen habe, bin ich zu Ihnen gekommen.«

»Sie sollen Rom sehen, und daheim Ihr Gläschen Rheinwein trinken und Ihr Stück Rindfleisch nach der Suppe essen. Kommen Sie mit mir.«

»Ich folge Ihnen mit vollem Vertrauen.«

»Das freut mich sehr.«

Wir gingen zu Herrn Plowdon und French, bei denen ich accreditirt war; ich ließ dem braven Pfarrer S*** hundert römische Scudi oder sechshundert Francs auszahlen und zeigte ihm den Weg nach Rom.

Er sank mir vor Freude weinend in die Arme.

»Glückliche Reise,« sagte ich, »und schließen Sie mich mit in Ihr Gebet ein!«

»Ist es denn nöthig für gute Herzen zu beten?« erwiederte er, »die guten Herzen empfehlen sich selbst. Ich werde an Sie denken und Sie recht lieb haben; mehr verlangen Sie nicht von mir.«

Er reiste ab.

Zwei Jahre später kam ich mit Dir nach Köln, Du wirst Dich noch erinnern. Ich machte dem Pfarrer S*** einen Besuch.

Das Haus war, wie er mir gesagt, nicht schwer zu finden.

Ich trat ein ohne mich melden zu lassen.

Er war außer sich vor Freude. Dann sagte er etwas verblüfft:

»Sie verlangen doch Ihre hundert Scudi nicht zurück?«

»Nein, ich wollte nur fragen, ob Sie Rom gesehen haben und ob es Ihnen gefallen hat.«

Er blickte zum Himmel auf.

»Welch eine herrliche Stadt!« sagte er; »und Ihnen verdanke ich das Glück, daß ich nicht aus dieser Welt scheide, ohne sie gesehen zu haben!«

Er umarmte mich.

»Kommen Sie,« setzte er hinzu, »ich will Ihnen etwas zeigen.«

Ich folgte ihm vertrauensvoll in Köln, wie er mir in Florenz gefolgt war.

Er führte mich in sein Schlafzimmer und zeigte mir mein Porträt zwischen denen Hugo's und Lamartine's.

»Aber warum,« fragte ich, »haben Sie mir denn keinen Rahmen gegeben, wie diesen Herren?«

»Weil Sie mein Herz als Rahmen haben,« antwortete er.

Dies sind die beiden Erinnerungen, die sich für mich an die Stadt Köln knüpfen. Nimm diese Erinnerungen statt einer Beschreibung, die sich übrigens in meiner Rheinreise findet.

Du kannst denken, daß ich auch dieses Mal meine beiden gewohnten Besuche machte.

Ach, Anton Maria Farina, der schöne junge Offizier, dessen Wunde ich im Jahre 1814 mit verbinden half, ist im vorigen Jahre gestorben.

Und mein Freund S***, der Reisende, hat in der Nähe von Köln eine Pfarre erhalten, die ihm zweihundert Francs mehr einträgt.

Der Eine möge im Frieden ruhen, der Andere recht glücklich und zufrieden in seinem Dorfe leben!

IX.

Berlin, 23. Juni 1858.

Um vier Uhr Nachmittags begaben wir uns auf den Bahnhof. Wir fanden Dandré, der uns vorausgeeilt war, in lebhaftem Wortwechsel mit den Beamten des Hundedepartements.

Unsere Meute war wirklich der Stein des Anstoßes. So glaubten wir anfangs, aber dieses Mal war weder von Duschka, noch von Mischka, noch von Scharik die Rede, sondern von Signorina.

Um nemlich die Plackereien der bisherigen Reise zu vermeiden, hatte sich Dandré entschlossen, Alles zu declariren,

von der Schnauze bis zum Schweif, um ohne Rücksicht auf die mit einer solchen Fahrt verbundenen Fatalitäten alle Vierfüßler in den für sie bestimmten Kasten zu bringen.

Dies war recht gut gegangen, so lange blos von Hunden die Rede war, und Duschka, Mischka und Scharik hatten ohne Anstand ihre Fahrkarten bekommen; aber nun war die Reihe an Signorina gekommen.

Nachdem Signorina mit allen bezüglichen Attributen declarirt worden war, hatte der Bahnbeamte entschieden erklärt, daß Katzen nicht auf der Eisenbahn befördert werden.

»Wie, Katzen werden nicht auf der Eisenbahn befördert?« hatte Dandré erwiedert.

»Nein.«

»Aber es werden doch Hunde befördert.«

»Ja, Hunde — das ist etwas Anderes.«

»Warum sollen denn die Katzen nicht eben so gut wie die Hunde auf der Eisenbahn reisen?«

»Weil — weil die Katzen nicht auf dem Tarif stehen. Was nicht auf dem Tarif steht, darf nicht reisen.«

Der preußische Tarif hatte die Wanderkatzen nicht berücksichtigt. Die Wanderkatze ist freilich eine vom Grafen Kuschelew entdeckte und von Dandré classificirte neue Gattung. Sie ist in Südeuropa einheimisch; wenn sie russische Familien findet, mit denen gut zu leben ist, so zieht sie nach Norden.

In diesem Falle befand sich Signorina, als ihr in Köln, der alten Colonia Agrippina, der Stadt der drei Könige und der eilftausend Jungfrauen, erklärt wurde, daß die Katzen nicht wandern.

Der Bahnhofdirector, dem der streitige Casus zur Entscheidung vorgelegt wurde, war anfangs einigermaßen ver-

blüfft; er versprach die Sache seiner Zeit dem Verwaltungsrathe vorzutragen; da die Frage aber schnell erledigt werden mußte, so entschied er sie provisorisch durch die Erklärung, daß die Katzen allerdings nicht auf dem Tarif ständen; daß er es aber für einen Mißbrauch der Amtsgewalt halte, Signorina wie eine politisch verdächtige Person an der Fortsetzung der Reise zu hindern, so möge sie unter der Bedingung, daß sie eine Hundekarte löse, nur weiter reisen.

Es wurde ihr sogar eine Begünstigung zugestanden. Da nemlich die Katzen nicht auf dem Tarif stehen, so ist natürlich auf eine mögliche Belästigung der Reisenden durch Katzen nicht Bedacht genommen worden, und Signorina erhielt die Erlaubniß, in ihrem Korbe zu bleiben und unter Louisens Obhut weiter zu reisen.

Nach Signorina kam Scherrepascha an die Reihe. Die Schildkröte war glücklicherweise, obschon mit Salatblättern umgeben, ganz regungslos in ihrer Schachtel. Die Bahnbeamten legten sie abwechselnd auf den Bauch und auf den Rücken; aber da sie in beiden Positionen kein Glied rührte, so wurde sie für todt erklärt und als Muschel betrachtet.

In dem Vaterlande eines Humboldt und Zimmermann werden also die Katzen zu den Hunden, die Schildkröten zu den Muscheln gezählt! Diese neue Classeneintheilung mußt Du gelegentlich unserm Freunde Isidor Geoffroy Saint-Hilaire mittheilen.

Nachdem Alles zur Zufriedenheit der Reisenden, Katzen, Hunde und Schildkröten angeordnet war, stiegen wir in unsere Waggons, und der Zug, der nur auf das Ende unserer wissenschaftlichen Erörterung gewartet, setzte sich in Bewegung.

Frage mich nicht was es auf dem Wege von Köln nach

Berlin Merkwürdiges gibt; es war so heiß und staubig, daß wir genöthigt waren, die Vorhänge zuzuziehen und uns durch gegenseitige Mittheilungen zu unterhalten. Um zehn Uhr Abends wünschten wir einander gute Nacht, und Jeder versuchte zu schlafen.

Du weißt wie ich auf der Reise schlafe. Ich habe nur zwei dunkle Erinnerungen an diese Nacht: erstens eine köstliche Erdbeerlimonade, die mir Home reichte, und zweitens ein phantastischer Tanz, den die Hasen aufführten, als ich erwachte und den Vorhang neben mir aufhob. Doch bin ich meiner Sache nicht ganz gewiß; vielleicht war's nur eine Erinnerung an meine letzte Reise nach Manheim, wo ich den ganzen Tag eine Legion dieser Langohren auf den Feldern herumspringen sah.

Deutschland ist in der That das gelobte Land der Liebenden und Jäger.

Die Nacht verstrich, der Tag brach an, und wir erwachten, mit Staub bedeckt. Jeder sah seinen Nachbarn lachend an. Die Schmeicheleien kamen nach. Die Gräfin war à la Maréchal gepudert und man hätte nicht geglaubt, daß ihr der Puder so gut stehe.

Um eilf Uhr Vormittags kamen wir in Berlin an. Wir fanden Droschken, die uns am Bahnhofe erwarteten, und im Gasthofe ein gutes Frühstück. Missam, der sich in Köln nicht anfgehalten hatte, war sechs Stunden vor uns nach Berlin gekommen und hatte Alles bestellt.

Unsere erste Frage war, ob wir Bäder haben könnten.

Zum Glück war der Gasthof mit diesem Comfort versehen. Die Bäder waren in einem köstlich kühlen Kellerraume.

Ich hatte mir vorgenommen, in Berlin durchaus keine Besuche zu machen und ein fürstliches Incognito zu bewahren.

Ich bin weit entfernt, die Stadt Friedrichs des Großen zu verachten, aber ich hatte auf der Wange ein Blutgeschwür bekommen, das trotz dem englischen Pflaster des Doctors eine so große Ausdehnung gewonnen hatte, daß ich mich in einem solchen Zustande nicht zu zeigen wünschte.

Kaum saß ich in meiner Badewanne, so wurde an die Thür geklopft und mit dem Dir bekannten wehmüthigen Tone, den ich mir in Paris bei den häufigen Störungen angewöhnt, rief ich: Herein!

Ein Kellner benützte die Erlaubniß und übergab mir eine Karte.

Meine Ankunft war also schon bekannt? Welcher unbekannte Courier, welche Brieftaube, welcher elektrische Telegraph mochte mich verrathen haben? Dies sollte ich wahrscheinlich durch die Karte erfahren.

Ich las: »Alexander Duncker, Buchhändler.«

Ein Buchhändler gehörte fast zur Familie, ich hatte mir keinen Zwang anzuthun.

Ich rief zum zweiten Male: Herein! — Herr Duncker trat ein.

Wenn Du einmal nach Berlin kommst, so warte nicht, bis er zu Dir kommt, eile zu ihm und Du wirst einen eben so liebenswürdigen als kenntnißreichen Cicerone finden. Dazu kommt, daß er so gut französisch spricht wie Du und ich, und das ist gar nicht zu verachten, wenn man in der Hauptstadt Preußens ist und kein Wort deutsch kann.

Er hatte — ich weiß nicht durch wen — meine Ankunft erfahren und stellte sich zu meiner Verfügung, um mir die Stadt zu zeigen.

Ich schützte mein Furunkel vor. Aber Herr Duncker gab mir zu bedenken, daß das Ungethüm in seiner großartigen

Entwickelung nicht mehr häßlich, sondern merkwürdig sey; es wurde daher beschlossen, daß ich ihn um zwei Uhr abholen und mit ihm und Moynet die Stadt in Augenschein nehmen sollte.

Um zwei Uhr waren wir im Buchladen.

Ich wünschte vor Allem das neue Museum, wo Kaulbach eben sein sechstes Frescobild malt, zu besuchen. Herr Duncker, der Herausgeber der Copien dieser Gemälde, war gern bereit unserm Wunsche zu entsprechen.

Wäre Theophile Gautier an meiner Stelle, so würde er Dir diese sechs Frescobilder von A bis Z schildern; aber ich ging ziemlich eilig und mit unbequemen Schuhen an ihnen vorüber, und ich weiß nur, daß sie außerordentlich schön sind. Die deutsche Schule, zumal die Berliner, zeichnet sich in der Wandmalerei aus. Die Figuren, welche die Baukunst, Poesie. Malerei und Musik darstellen, sind herrlich.

Vielleicht könnte ich dem genialen Kaulbach eine kleine Bemerkung machen; aber wie unbedeutend eine Bemerkung auch sey, ein Mann von seinem Talent kann sie zu etwas Bedeutendem verwenden.

In seinem Frescobilde, welches die Baukunst darstellt, sind die beiden geflügelten Figuren, deren eine das Parthenon, die andere das Straßburger Münster bringt, von gleicher Art. Dies scheint uns nicht nur ein artistischer und archäologischer, sondern auch ein religiöser Irrthum. Die beiden Figuren sollten jede den Charakter des Bauwerkes haben, das sie bringen: die eine sollte ein Genius, die andere ein Engel seyn.

Die Treppe führte uns in den griechischen Saal.

Dieser Saal ist ein Museum mit sehr werthvollen modernen Fresken und mit herrlichen antiken Statuen. Aber leider scheint das antike Museum dem modernen nur an die Seite gestellt zu seyn, um zu zeigen, wie weit unsere heutigen Bild-

hauer denen des alten Griechenlands nachstehen. Heutzutage studirt ein Bildhauer zwei oder drei Jahre Anatomie; er weiß so gut wie ein Arzt, wo der zweiköpfige Muskel, der dreieckige Armmuskel und der Schneidermuskel liegen; aber sobald es sich um das Hervortreten dieser Muskeln durch irgend eine Anstrengung handelt, so ist, mit Ausnahme Michel Angelo's, kaum ein Bildhauer, der sich über den Platz oder die Wirksamkeit derselben nicht täuscht. Die Griechen hingegen hatten kein wissenschaftliches System der Anatomie: jene Apostel des Schönen würden das Zerstückeln eines Todten für Entweihung gehalten haben. Hippokrates selbst erzählt, er sey, um den innern Bau des menschlichen Körpers einigermaßen kennen zu lernen, genöthigt gewesen, den Kriegsheeren zu folgen und die tiefen Wunden der Gefallenen zu untersuchen.

Und troß dieser Unkenntniß der Musculatur hat uns das Alterthum den Laokoon, den sterbenden Fechter, die Ringer, den Herkules und eine Menge anderer Meisterwerke überliefert. Welch eine unerschöpfliche Fundgrube war das alte Griechenland, dessen Kunst nicht nur unter Perikles in Athen, Korinth, Syrakus, sondern später unter Augustus in Rom, Alexandrien, Neapel, Tarent, Arles, Herkulanum und Pompeji blühte, und dessen Bildwerke noch jetzt in Paris, London, Wien, Berlin, Petersburg als unerreichte Muster gelten!

Woher kommt aber jene Vollendung bei Praxiteles, Phidias, Kleomenes und vielen andern unbekannten Bildhauern, die uns eine ganze Armee der herrlichsten Meisterwerke hinterlassen haben? Von dem beständigen Anblick vollendeter unverhüllter Formen und von dem daraus hervorgehenden Schönheitssinn. Der modernen Kunst fehlen diese Vorbedingungen. Wir haben Dampf, Elektricität, Eisenbah-

nen, Luftballons und Zeitungen. Alles dies fehlte den alten Griechen. Man kann ja nicht Alles haben.

Eines der besten Bildwerke unserer Zeit ist unstreitig das Denkmal Friedrichs des Großen von Rauch; aber wie sehr es auch, zumal von den Berlinern, gerühmt wird, so steht es doch der in Herkulanum aufgefundenen einfachen Reiterstatue des Balbus an Kunstwerth nach. Und diese Reiterstatue gehört nicht einmal mehr der griechischen, sondern der römischen Kunst an.

Ueber die Stadt Berlin selbst kann ich Dir nichts Besseres sagen, als was in meinem französisch-deutschen Fremdenführer steht:

„Berlin, die Hauptstadt Preußens, hat dreizehntausend Häuser und vierhundertachtzigtausend Seelen, mit Inbegriff der aus sechzehntausend Soldaten bestehenden Garnison. Diese Stadt, eine der bedeutendsten und regelmäßigsten Europas, hat vier Stunden im Umfange, dreihundert Straßen, worunter die viertausendzweihundertzwanzig Schritte lange Friedrichsstraße, die zweitausendachtundachtzig Fuß lange und hundertsiebenzig breite Promenade unter den Linden, an deren Ende sich das vierhundertsechzig Fuß lange, hundert Fuß hohe und vierhundertzwanzig Fenster enthaltende königliche Schloß befindet.“

Wirst Du wohl glauben, lieber Alexander, daß ich in einer Stadt, die vier Stunden im Umfange, dreizehntausend Häuser, dreihundert Straßen und zumal eine viertausendzweihundertzwanzig Schritte lange Friedrichsstraße hat, nicht einmal ein Zimmer und ein Bett finden konnte?

Es ist wirklich so. Um acht Uhr Abends wäre ich — oder vielmehr wären wir Beide, Moynet und ich, fast genöthigt gewesen, die Gastfreundschaft des Königs von Preußen

in Anspruch zu nehmen, und wir wären wahrscheinlich nicht abgewiesen worden, da Se. Majestät ein vierhundertsechzig Fuß langes und hundert Fuß hohes Schloß hat — wir hätten, sage ich, zu diesem außergewöhnlichen Rettungsmittel greifen müssen, wenn ich nicht an das kühle Badezimmer und die geräumige Badewanne von diesem Morgen gedacht hätte.

Ich fragte, ob die Badezimmer besetzt und ob die Wannen leer wären. Da die erstere Frage verneint und die andere bejaht wurde, ließ ich zwei Matratzen nebst Zugehör an Polstern und Leinenzeug in die unterirdischen Hallen bringen und für Jeden von uns ein Bett in einer Badewanne machen.

So ist es zugegangen, daß ich Dir zum größten Erstaunen der verspäteten Berliner Bummler, die mich durch das Kellerloch anschauen, in meiner Badewanne schreibe. Gott schenke mir ein eben so erfrischendes Schlafbad, wie das Wasserbad diesen Morgen war.

Morgen Abends reisen wir nach Stettin ab, wo wir übermorgen in aller Frühe an Bord gehen.

Wenn uns das baltische Meer freundlich gesinnt ist, so schreibe ich Dir am Bord des Dampfers, der uns nach Petersburg bringen wird.

Wenn Du nach Berlin kommst und gern im »römischen Hof« wohnen willst, so frage nur, falls kein Zimmer zu haben ist, nach der Badewanne Nr. 1; man liegt sehr gut darin.

Gute Nacht!

X.

Am Bord des »Wladimir«, 25. Juni,
zwischen Dänemark und Curland.

Das baltische Meer, obgleich matt und grau, wie es von einem nördlichen Meere zu erwarten, ist ruhig und spiegelglatt; ich kann daher mein Versprechen halten und Dir am Bord des Dampfers schreiben.

Zwei Dampfer, der »Adler« und der »Wladimir«, fahren zwischen Stettin und Petersburg. Wir sind auf dem besseren von beiden, auf dem »Wladimir«.

Wladimir, dessen Namen unser Schiff führt, war am Ende des zehnten Jahrhunderts Großfürst von Rußland und nach dem Tode seiner beiden Brüder Herr des ganzen russischen Staates. Die Geschichte wird Dir sagen, wie er sich den Beinamen »der Große« erwarb, ich will Dir nur sagen, wie es gekommen ist, daß er »der Heilige« genannt wird. Er war der erste Großfürst, der sich taufen ließ; er förderte selbst durch gewaltsame Mittel die Ausbreitung des Christenthums, stiftete Kirchen, Klöster und Schulen, und ließ zu diesem Zwecke viele Priester aus Constantinopel kommen. So wurde er der Begründer der griechisch-orthodoxen Kirche in Rußland.

Nachdem ich Dich nicht nur mit unserem Dampfer, sondern auch mit dem Heiligen, dessen Namen er führt, bekannt gemacht habe, will ich Dir einige von den Passagieren vorstellen.

Zuerst die Fürstin Dolgoruki und ihre drei Töchter, von denen die älteste erst sechzehn Jahre alt ist. Die Fürstin gibt ihr Alter auf fünfzig Jahre an; aber ich vermuthe, daß sie nicht älter als fünfunddreißig, höchstens vierzig ist: vielleicht macht sie sich älter, als sie wirklich ist, um auf der Reise nicht von zudringlichen Verehrern belästigt zu werden.

Sie ist eine sehr gebildete Dame, mehr kalt und ernst als freundlich, aber sie wird gewiß recht liebenswürdig, wenn sie sich entschließt nicht kalt und ernst zu seyn.

Die Dolgoruki leiten ihren Ursprung von Rurik ab und haben ihren Namen (wörtlich »Langhand«) von dem Beinamen eines ihrer Ahnen erhalten. Es ist derselbe Beiname wie Artaxerxes, Sohn des Xerxes.

Ein anderer ihrer Ahnen, der Fürst Gregor, vertheidigte von 1608 bis 1610 das Dreifaltigkeitskloster des heiligen Sergei gegen dreißigtausend Polen und Kosacken unter Sapieha, Lissowski, Tyszkiewicz und Constantin Wisniowiecki. Endlich vermälte sich 1624 eine Prinzessin Dolgoruki mit dem Zar Michael Romanow, dem Gründer der jetzt herrschenden Dynastie.

Fürst Jacob Dolgoruki war Freund und Rathgeber Peters I. Eines Tages zerriß er in der Senatssitzung einen Ukas, den er für ungerecht hielt. Peter stürzte mit gezücktem Schwert auf ihn zu.

»Tödte mich,« sagte Fürst Jacob, »Du bist dann Alexander und ich Klytos.«

Peter, durch diese Worte besänftigt, sank in seine Arme und bat ihn um Verzeihung.

Ein anderer, Fürst Iwan D., war der vertraute Freund des jungen Zaren Peter II. Als die Kaiserin Anna den Thron bestieg und ihre Gewalt in die Hände des entsetzlichen Biron

legte, wurde der Fürst Iwan mit seiner Familie nach Sibirien verbannt, nach neun Jahren aber zurückberufen und gerädert. Die Fürstin Nathalie, seine Gemalin, ging nach Kiew und nahm den Schleier. Ehe sie das Gelübde ablegte, stieg sie auf ein steiles Ufer des Dnieper, und die schöne Dulderin, die ihrem Gatten nach Sibirien gefolgt war und allem gewohnten Luxus entsagt hatte, zog ihren Trauring vom Finger und warf ihn ins Wasser. Sie überlebte ihren Gemal noch dreißig Jahre.

Jetzt leben in der Familie Dolgoruki drei sehr verdienstvolle Männer: Fürst Nicolai, vormaliger Generalgouverneur von Litthauen, jetzt Generalgouverneur von Kleinrußland; Fürst Elie, Chef des Artilleriestabes, und Fürst Basili, ausgezeichnet als Militär und Diplomat.

Nach der Fürstin Dolgoruki, die als Dame den Vorrang erhalten hat, kommt der Fürst Peter Trubezkoi. Er kommt mit Depeschen von Paris; wenn er wieder dahin zurückgeht, so suche irgendwie seine Bekanntschaft zu machen. Er scheint etwa vierunddreißig Jahre alt zu seyn. Er ist ein schöner, hochgebildeter Mann. Wenige kennen so gut wie er die große Wichtigkeit der Emancipationsfrage, und er hat sehr freisinnige Ansichten, obschon für ihn ein paar hunderttausend Rubel Renten auf dem Spiel stehen.

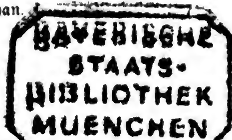
Die Familie Trubezkoi gehört dem ältesten russischen Adel an. Sie stammt von Olgerd, Großfürsten von Litthauen, ab, dem Sohne des großen Gedemin und dem Vater des berühmten Jagello. Der Name Trubezkoi kommt von der Stadt Trubtschewsk, wo die Familie zuerst ansässig war. Der Fürst Demitri war einer der tapfersten Anführer in jenem Freiheitskriege im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, als Rußland gegen die Polen und die Einführung des katholischen

Glaubens kämpfte. Nach der Vertreibung der Polen versammelte sich gegen das Ende des Jahres 1612 der große Reichsrath zu Moskau, um einen Zar, den künftigen Gründer einer neuen Dynastie, zu wählen. Fürst Demitri wurde nebst den Fürsten Mstislawskij und Poscharskij vorgeschlagen. Fürst Demitri, der die Kosacken und einen Theil des Heeres für sich hatte, konnte die Stimmenmehrheit nicht erlangen. Mstislawskij, der von den Bojaren unterstützt wurde, sagte allen Leuten, die es hören wollten: »Ich will den Thron nicht, ich will lieber Mönch werden.« Poscharskij endlich schlug den Thron entschieden aus, ohne daß man die Ursache seiner Abneigung zu ergründen wußte; die Wahl wäre gewiß auf ihn gefallen, denn er war der Abgott der Nation und eines großen Theiles der Armee. Da machte der Bojar Theodor Scheremetow, der mit einer Cousine Michael Romanow's vermält war, den Vorschlag, den Letztern zu wählen, der sich, kaum sechzehn Jahre alt und von sanftem Charakter, leicht in die constitutionellen Formen fügen würde.

Dieser Vorschlag wurde angenommen und am 21. Februar 1613 wurde Michael Romanow nach dreitägigen Kämpfen zum Zar gewählt.

Wenn also der Fürst Trubezkoi keine Zaren unter seinen Ahnen zählt, so hatte doch einer derselben einst die Ehre, dem noch jetzt regierenden Fürstenhause den Thron streitig zu machen.

Nach den beiden erwähnten Personen war der bedeutendste Passagier unseres Dampfers ein englischer Tourist, der von dem blauen Flusse kam, wo er Crocodile, Elephanten und Flußpferde geschossen hatte, und nun nach Torneo reisen wollte, um die Sonne um Mitternacht zu sehen. Im äußersten



Norden von Eropa bleibt die Sonne bekanntlich in der Nacht vom 23. zum 24. Juni am Horizont sichtbar. Er machte die Reise schon zum zweiten Male. Das erste Mal hatte er das Phänomen verschlafen; er hatte den Berg Ara-Saxa, wo diese astronomische Beobachtung angestellt wird, um zehn Uhr Abends todmüde erreicht. Er war eingeschlafen, nachdem er seinem Diener, auf den er sich verlassen konnte, befohlen hatte, ihn um Mitternacht zu wecken.

Der Diener ließ die Uhr nicht aus den Augen. Fünf Minuten vor Mitternacht rief er seinem Herrn zu: »Mylord, wachen Sie auf, es ist zwölf Uhr.«

Mylord antwortete nicht; man hätte ihn für todt halten können, wenn er nicht durch lautes Schnarchen ein unverkennbares Lebenszeichen gegeben hätte.

Der Diener schüttelte ihn.

»O, John!« sagte der Tourist, »laß mich schlafen.«

»Aber Sie haben mir befohlen Sie zu wecken. Es ist ja der letzte Tag, morgen ist es nicht mehr Zeit.«

»Ich komme nächstes Jahr wieder,« sagte der Engländer.

Und er schlief die ganze Nacht, — wenn man nemlich die zwölf Stunden vom 23. zum 24. Juni, in denen die Sonne nicht untergeht, eine Nacht nennen kann.

Das nächstfolgende Jahr war er in einem zu entfernten Erdtheile gewesen, um seinem Vorsatze gemäß wieder nach Torneo zu kommen; aber im dritten Jahre war er auf dem Wege, das sich selbst gegebene Versprechen zu halten. Sein treuer John war noch bei ihm.

Ich gab ihm meine Adresse, und er versprach mir am 25. Juni nach Paris poste restante zu schreiben, was er ge-

sehen und welchen Eindruck das Phänomen auf ihn gemacht hat.

Moynet zeichnet das Verdeck des »Wladimir«. Wir Alle stehen darauf. Der Engländer schaut durch ein Fernrohr nach Dänemark hinüber, in der Erwartung, den Geist von Hamlet's Vater erscheinen zu sehen.

Doch ich habe Dir noch von Stettin und von unserer Abreise zu erzählen.

Ich gebe Dir den wohlgemeinten Rath, Dich nie in Stettin aufzuhalten, ja nicht einmal dein Porträt hinzuschicken und gleichwohl würde dein Porträt den Vortheil haben, daß es nicht nöthig hat, sich ins Bett zu legen. Zum Glück hatten wir nur eine Nacht in Stettin zuzubringen, aber sie dauerte sehr lange.

Schlag eilf Uhr fuhr der Dampfer ab. Die smaragdgrünen Ufer der Oder mit ihren rothen Häusergruppen haben eine große Aehnlichkeit mit der Normandie.

Nach vier bis fünf Stunden waren wir auf dem offenen Meere; noch eine Stunde und wir konnten die Ufer Pommerns nicht mehr sehen.

Zwei Stunden nach der Abfahrt wurde ein gutes Diner servirt.

Die Fahrt von Stettin nach Petersburg kostet, mit Inbegriff der Beköstigung, zweihundertzweiunddreißig Francs. Ich sage Dir dies zu deiner Notiznahme, weil Du ein ordnungsliebender Mann bist. Man kann mit vierhundert Francs von Paris nach Petersburg reisen. Die Stunde kommt also, Kost und Logis inbegriffen, auf zehn Sous zu stehen; Du siehst, daß es nicht übermäßig theuer ist.

Um neun Uhr Abends wurde Thee getrunken und dann bis Mitternacht auf dem Verdecke geplaudert. Es war das

*

erste Mal, daß wir seit unserer Abreise von Paris frei athmeten. Mehre Personen, unter andern die Gräfin, ließen sich ihr Bett auf dem Verdeck machen.

Um zwei Uhr fing's an zu regnen, und wie es in einem Liede heißt, mußte man die weißen Schäflein unter Dach und Fach bringen; der Lärm, den man beim Verschließen des Schafstalles machte, weckte mich auf.

Die See ging hoch. Ich nahm mir vor es zu machen, wie unser Engländer auf dem Berge Ara-Saxa, nemlich die Augen nicht aufzuthun. Ich führte meinen Vorsatz so beharrlich aus, daß ich die Augen erst um sieben Uhr Morgens aufschlug.

Als ich mich angekleidet hatte, ging ich auf's Verdeck.

Der Erste, den ich erblickte, war Home. Er war leichenblaß. Er hatte die ganze Nacht in directem Verkehre mit der Ostsee gestanden.

Zum Glück war das Wetter wieder schön geworden; die schon etwas bleiche Sonne stieg am Horizont empor; das Meer war blau.

Jeder fand sich mit Vergnügen wieder; die Seefahrt von Stettin nach Petersburg ist nicht so lang, daß man Zeit hätte sie zu verwünschen.

Ein großer, schöner, blühender junger Mann von sechs- bis achtundzwanzig Jahren kam auf mich zu, um meine Bekanntschaft zu machen.

Da wir Niemand hatten, der uns einander hätte vorstellen können, so nannte er sich; es war ein Fürst Galyzin.

Die Familie Galyzin gehört dem ältesten russischen Adel an. Der zweite Sohn Gedimin's, des Gründers der Dynastie der Jagellonen, war der Stammvater der Fürstin Haranski Galyzin und Kurakin.

Diese Familie ist die zahlreichste unter den fürstlichen Familien Rußlands. Um sich untereinander zu erkennen haben sie sich numerirt.

„Sie sind numerirt wie die Fiaker,“ sagte ein Kaiser von Rußland einst scherzweise zu einem Fürsten Galyzin.

„Ja, Sire, und wie die Könige,“ antwortete dieser.

Der Fürst Galyzin, dessen Bekanntschaft ich machte, ist ein großer Jäger, und wir sprachen von der Jagd bis zu dem Momente, wo ich hinunterging, um Dir zu schreiben, und Du siehst, daß ich mich meiner Pflicht gewissenhaft entledige.

Jetzt muß ich ein Weilchen abbrechen; mich dünkt, wir haben links Land in Sicht.

Es muß die Insel Gottland seyn.

XI.

Am Bord des „Wladimir,“ 25. Juni,
zwischen Schweden und Dagö.

Es war wirklich die Insel Gottland, die mit den Umrissen ihrer Berge ziemlich sichtbar zu unserer Linken erschien. Sie gehört zu Schweden; aber die Dänen, die Männer aus dem Norden, die Carl dem Großen noch kurz vor seinem Tode die bittersten Thränen entlockten, eroberten sie zweimal, ohne sie behaupten zu können.

Wie sie entdeckt und mit Schweden vereinigt wurde, darüber ist nur eine Sage vorhanden, die nur ein schwaches Licht aus dem nebelgrauen Alterthum auf diesen Vorposten der nördlichen Meere wirft.

Wie Delos, war Gottland eine schwimmende Insel; nur Abends ging sie unter und schlummerte auf dem Meeres-

grunde. Ein Mann, Namens Tielwar, landete an ihrem Ufer und zündete ein Feuer an. In ihrer Freude, zum ersten Male dieses Licht zu sehen, mochte die Insel nicht mehr untertauchen, sonst würde sie es ausgelöscht haben; und allmälig schlug sie Wurzeln, welche sie fest mit dem Meeresgrunde verbanden. Tielwar siedelte sich nun mit seinem Sohne Hafde und seiner Schwiegertochter Hwita-Stjerna an. Die beiden Söhne des Paares theilten die Insel unter sich, aber als ihre Nachkommenschaft so zahlreich geworden war, daß sie von der Insel nicht mehr ernährt werden konnte, wanderte ein Theil derselben aus, mischte sich unter die Bevölkerung von Dagö und Oesel, und verbreitete sich durch Rußland bis nach Griechenland.

Während ich die sieben bis acht Seemeilen entfernte Insel durch mein Fernrohr betrachtete, erbot sich ein Schwede, der in Wisby, der Hauptstadt von Gottland, Getreidehandel getrieben hatte, mir etwas Näheres über diese Insel mitzutheilen.

Du weißt wie gern ich erzählen höre, zumal wenn es sich um einen für mich interessanten Gegenstand handelt. Die Quintessenz unserer durch meine Fragen sehr ausgedehnten Unterredung ist folgende:

Wisby ist eine sehr herabgekommene Stadt von etwa viertausend Einwohnern; früher hatte sie fünfzehn- bis achtzehntausend. Es ist eine der ältesten Städte des Nordens; die Kirche ist, wie der Schwede versicherte, im reinsten gothischen Styl des vierzehnten Jahrhunderts erbaut.

Kennst Du viele Getreidehändler, die Dir über die Kirchen Notre-Dame, Saint-Germain des Prés, oder Saint-Etienne-du-Mont so genau Auskunft geben könnten? Der Schwede hat sich mit seinem Kornhandel ein großes Vermö-

gen erworben. Außer dem Kornhandel treiben die Gottländer starke Viehzucht. Auf meine Bemerkung, daß ich kein Hammelfleisch essen könne, versicherte der Schwede, daß ich meinem Vorurtheile gewiß entsagen würde, wenn ich das Fleisch von einem gottländischen Hammel kosten könnte, es soll einen wildpretartigen Geschmack haben. Die Ursache dieser Schmackhaftigkeit des Fleisches ist ohne Zweifel die Nähe des Meeres. Die Landleute pflegen nemlich ihre Schafheerden den Sommer auf den umliegenden kleinen Inseln frei umhergehen zu lassen, und in der Freiheit verliert das Fleisch den Geschmack der Hausthiere und wird dem Wildpret ähnlich.

Mit dem zwölften Jahrhunderte hatte die Insel Gottland, deren Hauptstadt zum hanseatischen Bunde gehörte, ein vom Kaiser Lothar III. bestätigtes Seegesetzbuch, welches von unserem gelehrten Juristen Pardessus übersetzt und mit Erläuterungen versehen worden ist.

Mein Cicerone wollte mich überreden, auf der Insel zu landen, und erbot sich sogar mich zu begleiten und bei dem Johannisfeste, welches zu Wisby und auf der ganzen Insel gefeiert wird, die Honneurs zu machen. Dieses Fest wird von allen Bewohnern des scandinavischen Nordens gefeiert, und wenn wir in der Johannisnacht an der Insel Gottland vorbeigefahren wären, so würden wir alle Berge mit Freudenfeuern bedeckt gesehen haben.

Einer uralten Sage zu Folge sehen die schwedischen Mädchen in dieser Nacht ihre künftigen Ehemänner. Diese Erscheinung bewirken sie dadurch, daß sie sich Sträuße von neun verschiedenen Blumen, auf neun verschiedenen Feldern gepflückt, winden. Während des Blumenpflückens darf kein Wort gesprochen werden, und wenn der Strauß fertig ist, legt sich das Mädchen in's Bett und steckt ihn unter das Kopf-

kissen. Dann sieht die blonde Schöne im Traume den Bräutigam. Er kommt, greift unter das Kopfkissen, nimmt den Blumenstrauß, küßt ihn, steckt ihn wieder an denselben Ort und entfernt sich. Der Traum dauert kaum fünfzehn Secunden. Aber es ist genug, das Mädchen hat ihren zukünftigen Gatten erkannt.

Die schwedischen Mädchen haben noch ein anderes Mittel, ihre künftigen Männer zu erkennen; sie legen sich, in eine Decke gehüllt, in der Nacht vom 23. zum 24. Juni auf die Terrasse des Hauses, nachdem sie ein Becken mit Wasser und eine weiße Serviette neben sich gelegt haben. Ein junger Mann erscheint nun und bittet um Erlaubniß, sich Gesicht und Hände zu waschen. Dieser junge Mann ist der Bräutigam.

Während mein Cicerone mir diese aus dem Heidenthum stammenden Gebräuche erzählte, entschwand die Insel Gottland unseren Blicken. Es wurde zur Tafel geläutet, wir gingen hinunter. Als wir wieder auf das Verdeck kamen, war jede Spur des Landes verschwunden.

Während wir Schweden links ließen, erblickten wir wie einen fernen Nebelstreifen die Insel Oesel, die schon zu Rußland gehört. Die von fünfunddreißigtausend Menschen bewohnte Insel beherrscht die Einfahrt in den livländischen Golf. Sie ging einst aus dem Besitze der Dänen in die Hände der Schweden über; im Jahre 1721, unter dem Zar Peter, wurde sie russisch, und ist es seitdem geblieben.

Es wurde zum Thee geläutet. Ich sah nach meiner Uhr, ich glaubte das Aufziehen vergessen zu haben, sie zeigte neun und es war heller Tag; ich hielt sie an's Ohr, sie ging; ich glaubte, sie habe den Koller.

Ich fragte meinen Nachbar, wie viel Uhr es sey; er zog

seine Uhr hervor und diese zeigte sogar eilf! In Berlin hatte man sie nach dem Meridian von Petersburg gestellt, der dem Meridian von Paris um zwei Stunden voraus ist.

Es begannen nun jene hellen nordischen Sommernächte, von denen ich so viel gehört hatte. Ich warf den Blick auf den westlichen Horizont: die Sonne ging eben unter; man sagte mir, in drei Stunden werde sie wieder aufgehen. Ich hatte keine Lust zu schlafen. Ich ließ mir den Thee auf's Verdeck bringen, nahm ein Buch und fing an zu lesen.

Als meine Uhr zwölf, die meines Nachbars zwei zeigte, zeigte sich die Morgenröthe; aber der Sonnenaufgang war wegen der hellen Nacht nicht so großartig wie in den südlicheren Ländern; das Tagsgestirn war nicht viel glänzender als der Mond in unseren Sommernächten.

Als sich die Sonne völlig über den Horizont erhoben hatte, begab ich mich zur Ruhe.

Drei Stunden nachher stand ich auf; alle Reisenden waren schon auf den Füßen. Der Tag versprach herrlich zu werden.

Gegen zehn Uhr Morgens sahen wir einen Leuchtthurm, bald nachher ein Küstenland auftauchen. Bald erkannten wir deutlich die bewaldete Küste von Esthland. Das Wasser der Ostsee hat das Eigenthümliche, daß es der Vegetation nicht schadet, so daß die Aeste der an den Küsten stehenden Bäume bis in die Meeresflut reichen. Der Einfluß der Newa ist freilich im ganzen finnischen Meerbusen zu spüren. Von Petersburg bis Kronstadt ist das Meerwasser fast gar nicht salzig. Das eigentliche Meer geht nur bis Reval, und die Seefische kommen nicht weiter hinauf; man ißt daher in Petersburg nur Süßwasserfische.

Von Zeit zu Zeit zeigten sich einzelne weiße Häuser oder

Häusergruppen an der Küste, und blieben vor dem dunkeln Hintergrunde des Waldes lange sichtbar.

Gegen Mittag zeigten sich die Umrisse einer Stadt mit drei Kirchthürmen. Es war Reval, russisch Rewel, die Hauptstadt von Esthland.

Der Sage zufolge soll die Stadt ursprünglich »Rehfall« genannt worden seyn. Waldemar I. von Dänemark eroberte nemlich um das Jahr 1200 die Feste Lindanissa, die der Schlüssel von Esthland war. Diese Feste hatte eine sehr günstige Lage auf einer senkrecht in's Meer abfallenden Felsenküste; hier mußte die Hauptstadt des neuen Reiches stehen, das der Däne auf der andern Seite des baltischen Meeres zu gründen gedachte. Die Ringmauern wurden bereits errichtet, ohne daß die Stadt einen Namen erhalten hatte. Da jagte Waldemar eines Tages ein Reh; das geängstigte Thier stürzte sich von dem steilen Ufer in's Meer und zerschmetterte sich auf den Klippen die Knochen.

»Ich habe einen Namen für meine Stadt gefunden,« sagte Waldemar, »sie soll Rehfall heißen.«

Die Stadt behielt lange ihre besonderen Vorrechte, und wie hartnäckig sie an denselben festhielt, beweist folgende Sage. Die Bürger von Reval übten in ihrer Stadt die Gerichtsbarkeit aus, welche sich sogar auf die Edelleute erstreckte. Im Jahre 1535 geschah es, daß ein Baron Uxhüll von Riesenberg einen Bauer widerrechtlicher Weise in der Stadt erdrosseln ließ. Das Stadtgericht erklärte den Baron für vogelfrei. Dieser beachtete es nicht und ging nach wie vor in der Stadt umher. Er wurde, trotz seiner Gegenwehr, verhaftet und in's Gefängniß geschleppt.

Seine Familie merkte nun, daß die Sache bedenklich wurde; sie suchte seine Freilassung zu erwirken und erbot sich,

das Blutgeld zu bezahlen, aber Alles blieb fruchtlos, der Baron wurde zum Tode verurtheilt, gehängt und unter dem sogenannten Schmiedethor begraben.

Viele Jahre später, vielleicht ein Jahrhundert nachher, als der Adel wieder seine Macht errungen hatte, wurde das Schmiedethor zugemauert, und der Grabstein, auf welchem der Name des Todten und das von ihm begangene Verbrechen geschrieben stand, wurde unsichtbar. Als aber im Jahre 1794 die Bürgerschaft ihre alten Rechte wieder bekam, wurde das Schmiedethor wieder geöffnet und das Denkmal der Volksjustiz von neuem bloßgelegt.

Eine andere Erinnerung an die Ausübung der Bürgerrechte befand sich noch im vorigen Jahre in der Nicolaikirche, die man am Bord des Dampfers ganz deutlich sieht. Es war die Mumie des Herzogs Carl Eugen von Croy. Dieser Leichnam war das Eigenthum eines Küsters, der ihn für Geld und gute Worte zeigte.

Der Herzog von Croy, dem altberühmten, mit den ungarischen Königen bundesverwandten belgischen Geschlecht angehörend, war um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts geboren. Er diente als General unter Christian V. von Dänemark, dann erkämpfte er unter Leopold I., der ihn zum Feldmarschall machte, glänzende Siege über die Türken. Später trat er in sächsische und endlich in russische Dienste. Bei Narwa verwundet, wurde er von Carl XII. als Kriegsgefangener nach Reval geschickt, wo er am 20. Jänner 1702 starb.

Während seines kurzen Aufenthaltes zu Reval hatte der Herzog von Croy Schulden gemacht, die er nicht bezahlen konnte. Das Stadtgericht erklärte den damaligen Gesetzen gemäß, dem Leichnam sey das Begräbniß zu verweigern, bis die

Schulden, die er bei seinen Lebzeiten gemacht, bezahlt seyn würden.

Man setzte ihn in seinen gewöhnlichen Kleidern in einem Winkel der Nicolaikirche bei, und so war er zu sehen im schwarzen Sammtmantel, im Uniformrock aus der Zeit Peter des Großen, mit langer Lockenperrücke, seidenen Strümpfen und weißem Battisthalstuch.

Der Marquis von Paulucci, der 1819 Gouverneur der baltischen Provinzen wurde, machte einige wohlgemeinte Einwendungen gegen die unstatthafte Schaustellung der Leiche, die nun schon länger als hundert Jahre von Neugierigen in Augenschein genommen worden war. Aber er vermochte nichts auszurichten, die hartköpfige Bürgerschaft bestand auf ihrem Rechte. Der Leichnam blieb wo er war, und der Fürst Trubezkoi, der mir diese Anekdote erzählte, hat ihn noch vor drei Jahren in der hölzernen Nische gesehen.

Zum Unglück für den armen Küster betrachtete der junge Kaiser die Schaustellung und zumal die Ausbeutung eines Todten als eine Entweihung und ordnete für den Herzog von Croy, gleichviel ob zahlungsfähig oder nicht, ein christliches Begräbniß an. Die Bürgerschaft mußte sich dem höchsten Willen fügen, und dieser Act der Humanität wurde zum größten Bedauern des Küsters vollzogen.

Jetzt muß ich abbrechen; es ist Zeit zum Schlafengehen. Man versichert, daß wir morgen Früh, wenn wir nicht vor sechs Uhr erwachen, Kronstadt sehen werden.

Es ist halb zwölf, und noch heller Tag.

XII.

Petersburg, 12./24. Juni 1858.

Als wir am andern Morgen um fünf Uhr auf das Verdeck kamen, bemerkten wir die russische Flotte, die im finnischen Meerbusen manövrirte. Die Admiralsflagge bezeichnete das Schiff, auf welchem sich der Großfürst Constantin befand.

Der Prinz ist ein großer Freund des Seelebens, und schien keine große Eile zu haben, nach Kronstadt zurückzukehren. Er hätte alle Segel können aufspannen lassen, aber er fuhr nur unter seinen drei Marssegeln. Obschon der »Wladimir« kein sehr schneller Dampfer ist, so hatten wir ihn doch bald überholt.

Gegen sieben Uhr kamen über dem hochgehenden röthlichschimmernden See die Festungswerke von Kronstadt zum Vorschein.

Kronstadt ist 1710 von Peter dem Großen gegründet worden. Es ist der Sitz der russischen Admiralität.

Im letzten Kriege hatte sich der Admiral Napier vorgenommen, Kronstadt zu nehmen. Er meinte, es sey ein Kinderspiel für die englische Flotte: er gedachte in Kronstadt zu frühstücken und in Petersburg zu Mittag zu speisen. Als die Anker gelichtet werden sollten, fragte man nach seinen letzten Befehlen.

„Doppelte Ration Chloroform,“ befahl der gewaltige Commodore.

Es wurde doppelte Ration Chloroform in die Schiffsapotheken gebracht; aber vor Kronstadt angekommen, beschränkte sich Admiral Napier auf das Salutiren. Er wußte nicht, daß Kronstadt nicht zu nehmen ist. — Man tröstete ihn mit der Einnahme von Bomarsund.

In Kronstadt legen, wie ich glaube, alle Dampfschiffe an, deren Tiefgang zu groß ist, um die Newa bis zum englischen Quai hinaufzufahren. Die Reisenden machen die kurze Fahrt in kleineren Schiffen.

Der Graf Kuschelew hatte von Paris ein Dampfboot nach Kronstadt bestellt. Unsere Abfahrt wurde mit einer Geschützsalve beehrt. Der Großfürst Constantin begrüßte nemlich Kronstadt mit einundzwanzig Kanonenschüssen und die Festung antwortete mit einer gleichen Anzahl von Schüssen.

Der Anblick von Kronstadt erinnerte mich an das Abenteuer eines Franzosen, Namens de Villebois. Dieser war einer jener kühnen Abenteurer, die im vorigen Jahrhundert ihr Glück in Rußland suchten. Als Sohn eines bretagnischen Edelmanns begann er seine Thätigkeit mit Schmuggelei. In einem nächtlichen Scharmützel mit den Zollwächtern compromittirt mußte er nach England gehen, wo er durch Empfehlungen Unteroffizier auf einem Kriegsschiffe wurde.

Dieses Schiff legte einst bei der Insel Texel an. Der Zar Peter, der, als Matrose verkleidet, damals den Schiffbau in Holland erlernte, kam an Bord des englischen Schiffes und machte incognito die Fahrt nach London, um die Schifffahrt zu erlernen.

Der Zar hätte keine bessere Gelegenheit finden können, seine Kenntnisse zu erweitern. Es erhob sich ein furchtbare

Sturm, der drei Tage anhielt. Das Schiff war in der größten Gefahr, und während es von dem Capitän, den Offizieren und der ganzen Mannschaft verloren gegeben wurde, ergreift Villebois das Steuer und befiehlt ein Manöver, durch welches das Schiff gerettet wird.

Der Zar hatte den kühnen Bootsmann scharf beobachtet und in ihm ein schickliches Werkzeug für seine Pläne erkannt. Als die Gefahr vorüber war, ging er auf ihn zu und umarmte ihn.

Diese Vertraulichkeit von Seiten eines gemeinen Matrosen beleidigte den französischen Edelmann. Er fragte den Seemann, wie er sich solche Vertraulichkeit gegen ihn erlauben könne.

Der Matrose sagte, er sey der Zar Peter.

Ein Anderer würde die Antwort vielleicht für einen Scherz gehalten haben. Aber Villebois war selbst ein Mann von großen Geistesgaben. Ein Blick genügte ihm, den Löwen unter der Bärenhaut zu erkennen. Er beugte sich ohne Zögern vor dem wunderbaren Manne, dessen Ueberlegenheit er willig anerkannte.

Der Zar ernannte ihn zu seinem Adjutanten und zum Befehlshaber seiner Schiffe.

Unser Bretagner hatte alle Fehler und alle guten Eigenschaften seiner Landsleute: er war ein guter Offizier, tapfer bis zur Tollkühnheit, beharrlich bis zur Hartnäckigkeit, ein tüchtiger Zecher. Und wenn er keinen sehr starken Rausch hatte, war er aller Excesse fähig. Kurz, er war ein Seitenstück des Zaren, der daher Villebois als guten Kriegsgefährten und Tischgenossen sehr schätzte.

In solchen Momenten der Aufregung kannte er sich nicht mehr; dreimal tödtete er im Jähzorn verschiedene Personen,

mit denen er Streit bekommen hatte. Doch solche Verbrechen hielt der Zar keineswegs für unverzeihlich, er verzieh sie ihm auch.

Villebois war indeß im Rausch nicht blos dem Leben seiner Mitmenschen gefährlich. Eines Tages, als der Zar in seinem Schlosse Strelna war, schickte er Villebois mit einer Botschaft an die Kaiserin Katharina, die sich in Kronstadt befand.

Es war Winter, der Meerbusen mit Eis bedeckt. Villebois setzte sich in einen Schlitten und nahm, um die Kälte zu bekämpfen, eine Flasche Branntwein mit.

Als er in Kronstadt ankam, war die Flasche leer; Villebois war vollkommen nüchtern, als er sich den wachhabenden Offizieren vorstellte.

Die Zarin schlief. Während sie geweckt und von der Ankunft des Boten in Kenntniß gesetzt wurde, ließ man Villebois in einem stark geheizten Zimmer warten. Dieser Temperaturwechsel trieb ihm die Alkoholdünste in den Kopf. Als er in das Schlafgemach Katharinens geführt wurde, vergaß er wo er war und näherte sich der schönen Zarin in ungebührlicher Weise.

Villebois wurde augenblicklich verhaftet. Man schickte an den Zar einen Courier, der die grobe Anstandsverletzung melden sollte.

Der Zar hörte mit der größten Gelassenheit zu und erwiederte:

»Was ist mit ihm gemacht?«

»Man hat ihn gebunden und ins Gefängniß gebracht,« antwortete der Bote.

»Und was hat er im Gefängniß gemacht?«

»Er ist sogleich eingeschlafen.«

»Daran erkenne ich meinen Villebois,« sagte Peter. »Wenn man ihn morgen fragt, warum er im Gefängniß sitzt, wird er's gar nicht wissen.«

Und zum größten Erstaunen des Boten setzte der Zar mehr verlegen als entrüstet nach einigem Besinnen hinzu:

»Ich muß indeß ein Exempel statuiren, obschon der Schlingel nicht mit Bewußtsein gehandelt hat und folglich unschuldig ist; aber die Zarin würde sehr aufgebracht seyn, wenn man ihn nicht bestrafte. Man gebe ihm zwei Jahre Kettenstrafe und damit basta.«

Villebois wurde auf die Galeere geschickt. Aber Peter konnte ihn nicht entbehren, er bat die Zarin ihm zu verzeihen, rief ihn zurück, setzte ihn in seine Würden wieder ein und behandelte ihn wieder mit demselben Vertrauen wie zuvor.

Wir haben den Boden Rußlands noch nicht betreten, und Peter den Großen schon genannt. Wir konnten es nicht unterlassen, denn Peter der Große ist der Riese Adamastor, der die Einfahrt in die Newa bewacht. Wir können unmöglich Kronstadt zurücklassen und den englischen Quai betreten, ohne auf das Leben des Gründers der Stadt, die wir besuchen wollen, einen Blick geworfen zu haben.

Wer das Leben Peter des Großen nur aus der Geschichte Rußlands von Voltaire kennt, hat von dem Privatleben des Zaren einen sehr unvollständigen Begriff. Voltaire sagt ja selbst in seiner Vorrede: »Diese Geschichte enthält das öffentliche Leben des Zaren, insofern es nützlich gewesen ist; nicht sein Privatleben, über welches man nur einige ohnedies ziemlich bekannte Anekdoten hat.«

Wir werden kein wichtiges Ereigniß, keinen interessanten Charakterzug übergehen, denn wir haben ja Zeit, bei

solchen Dingen zu verweilen, und es handelt sich von einem Reiche, über dessen Macht man uns zwanzig Jahre lang Unwahrheiten berichtet hat.

Zwanzig Jahre lang hat der Zar Nicolai in der Neuzeit die Rolle gespielt, die dem Koloß von Rhodus im Alterthum zugetheilt war: die Welt war gezwungen oder sollte gezwungen werden, zwischen seinen Beinen hindurchzufahren. Das Erdbeben von Sebastopol hat ihn umgeworfen.

Der Zar Peter hingegen, ein anderer Koloß mit ehernen Füßen. steht fest auf seinem Felsen und fürchtet kein Erdbeben.

Wir wollen nichts übergehen, wir haben also zuerst bei dem Worte Zar zu verweilen.

Woher kommt das Wort Zar? Dies ist nicht ganz leicht zu entscheiden, die Meinungen der Sprachforscher sind getheilt. Voltaire behauptet, das Wort sey tatarischen Ursprungs. Die Sprachforscher, denen er seine Meinung entlehnt oder die ihm beistimmen, behaupten nemlich, Ivan der Schreckliche, der Eroberer der Königreiche Kasan, Astrachan und Sibirien, habe diesen Titel von den Machthabern der eroberten Länder angenommen. Aber woher hatten ihn diese selbst bekommen? Von den oströmischen Kaisern? und ist das Wort Zar eine Entstellung des Wortes Cäsar? Dieser Meinung sind viele Schriftsteller, aber nicht Karamsin. Dieser hält es für ein orientalisches Wort, das in Rußland durch die slavische Uebersetzung der Bibel bekannt geworden. Es bedeutete im Persischen so viel als Thron, Ansehen, Befehl; die Namen der assyrischen und babylonischen Könige endigen sich immer auf diese Sylbe; so z. B. Psala-zar, Nabona-zar. Saul und David werden Czaro genannt.

Czartwo bedeutet Reich, Herrschaft. Czartwowah ist der Infinitiv des Zeitwortes herrschen.

Den Kaisertitel gab Elisabeth von England aus Höflichkeit und Politik zuerst Iwan dem Schrecklichen; aber erst Peter der Große ließ diesen Titel hundertfünfzig Jahre später von den übrigen Mächten anerkennen.

Ohne den durch das angebliche Testament Peter des Großen angedeuteten Zweck, zugleich Kaiser des Morgenlandes und des Abendlandes zu werden, erreicht zu haben, führen die russischen Souveräne zugleich den morgenländischen Titel Zar und den abendländischen Titel Kaiser.

Das Wort Autokrat, Selbstherrscher, ist die buchstäbliche Uebersetzung des slawischen Wortes Jamoderjetz, d. i. der sein Ansehen aus sich selbst herleitet.

Wir kehren nach diesen einleitenden Bemerkungen zu Peter I., seinen Ahnen und Nachkommen zurück; wir wollen das russische Element bis zu Peter III. verfolgen und sehen, wie sich das deutsche Element durch den Herzog von Holstein, den Gemal Annens, und durch Katharina II. von Anhalt-Zerbst, die Mutter Pauls I., in die Nachkommenschaft der Romanow mischte.

Mit diesem Schlüssel werden wir den geheimnißvollen Palast der nordischen Isis aufschließen.

XIII.

Peter der Große.

Nachdenkend stand er auf dem öden Strande.
Die Newa, scheidend von dem Sumpfeslande,
Wälzt' ihre trübe Flut dem Golfe zu.
Da stand er, Großes sinnend, sonder Ruh.
Wie weit auch seine klaren Blicke zogen,
Ein kleines Segel nur tanzt auf den Wogen;
Nur Fischerhütten sieht er am Gestade,
Und Sumpf und dichte Wälder ohne Pfade.

Und sinnend sprach er: »Ja, hier sey's vollbracht!
Hier wirst Du beugen einst des Schweden Macht,
Hier soll ersteh'n des Nordens Königin,
Der baltischen Gestade Herrscherin!
Den Nebel soll des Westens Licht durchdringen
Und Aufklärung in dieses Dunkel bringen.
Dann laufen Schiffe ein mit schweren Lasten,
Des Geistes Leuchte führend an den Masten.

So erschien der Zar Peter dem Dichter Puschkin, dem Byron Rußlands. Leider ist Puschkin in der Kraft des Alters und des Talents das Opfer eines Duells geworden. Rußland hat Unglück mit seinen genialen Männern: alle seine großen Dichter, Maler und Musiker sind ihm im blühenden Jugendalter durch natürlichen oder gewaltsamen Tod entrissen worden. Es scheint fast, als wären die Zweige des Baumes noch nicht stark genug, solche Früchte zu tragen.

Wir haben gesagt, wie das Haus Romanow auf den Thron gekommen war. Der Stammvater dieses Geschlechtes soll im vierzehnten Jahrhundert aus Deutschland nach Moskau gekommen seyn; aber der Stamm schlug während zweier Jahrhunderte so tiefe Wurzeln in Rußland, daß er durch und durch russisch wurde.

Michail Romanow regierte von 1613 bis 1645; sein Sohn Alexei Michaelowitsch (von 1645 bis 1676) hinterließ aus seiner ersten Ehe mit der Tochter des Bojaren Miloslawski zwei Prinzen und sechs Prinzessinnen, und aus seiner zweiten Ehe mit Nathalie Naryschkin den nachmaligen Peter I. und die Prinzessin Nathalie. Der älteste Sohn aus erster Ehe war Feodor, der nach dem Tode seines Vaters den Thron bestieg; aber er war schwach und kränklich, und nach fünfjähriger Regierung ernannte er seinen erst zehnjährigen Stiefbruder Peter zum Thronerben. Den unfähigen Iwan schloß er von der Thronfolge aus. Aber die Prinzessin Sophie, die dritte Tochter aus der ersten Ehe Alexei's, beschloß statt des unfähigen Iwan und des noch zu jungen Peter die Regierung an sich zu reißen. Das einfachste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes war, Peter aus dem Wege zu räumen und in Iwan's Namen zu regieren.

Die Umstände schienen günstig. Zwei Tage nach dem Begräbniß des Zaren Feodor drangen die Strelitzen bewaffnet in den Kreml und führten Klagen über ihre Obersten, die ihnen die Löhnung nicht pünktlich auszahlten. Die Obersten wurden cassirt, und die Strelitzen erhielten ihren Sold. Doch dies war ihnen nicht genug: sie ließen sich die neun Offiziere ausliefern, peitschten sie mit Ruthen, und nachher ließen sie sich nach orientalischer Weise für ihre Bemühung noch bezahlen.

Diesen Aufstand benützte die Zarewna Sophie; sie schickte den Strelitzen eine Liste von vierzig Bojaren, die sie als Feinde des Staates bezeichnete. Ihre Sendboten erzählten den betrunkenen Soldaten, der eine Naryschkin habe das Gewand des Zaren Iwan angelegt und sich statt seiner auf den Thron gesetzt, und Feodor, der angeblich in Folge seiner Kränklichkeit gestorben, sey von einem holländischen Arzt, Namens Vangard vergiftet worden.

Alles dies war mit Geschenken und Versprechungen von Solderhöhung begleitet.

Die Zarewna konnte nichts gegen einen zehnjährigen Knaben sagen, aber sie hoffte, daß er im Getümmel verschwinden werde.

An der Spitze der von ihr angefertigten Liste finden sich die Namen der Fürsten Dolgoruki und Mattheow. Die Strelitzen dringen in ihre Wohnungen ein, stürzen die beiden Fürsten aus dem Fenster und fangen sie mit ihren Lanzenspitzen auf.

Dann suchen sie Iwan Naryschkin in seinem Palast auf, um ihn für die angeblich begangene Entweihung zu bestrafen; sie finden nur Athanasius, aber um sich nicht umsonst bemüht zu haben, werfen sie ihn, wie Dolgoruki und Mattheow, auf ihre Lanzenspitzen, dringen mit Gewalt in eine Kirche, in welche sich drei Geächtete geflüchtet haben, und morden sie alle drei am Altar.

Die Zarin Nathalie sieht ein, daß alle diese Gräuel nur das Vorspiel zu noch größeren Unthaten sind; sie nimmt ihren Sohn auf den Arm, entflieht durch eine Seitenthür des Kreml und läuft querfeldein, ohne zu wissen wohin.

Die Strelitzen setzen ihr blutiges Werk fort; ein junger Fürst Soltikow geht vorüber, er steht nicht auf der Liste, aber

sie stoßen ihn doch nieder. Einer von ihnen hatte erklärt, es sey Iwan Naryschkin. Als Soltikow todt ist, sehen sie ihren Irrthum ein und bringen seinem Vater den Leichnam, damit er ihn begrabe. Die Furcht vor den Unholden war so groß, daß der Greis ihnen dankt und für die Ueberbringung der blutigen Leiche sogar ein Geschenk macht. Die Mutter macht ihm Vorwürfe über seine Schwäche.

„Wir wollen die Stunde der Rache abwarten," antwortete ihr der alte Fürst leise; aber ein Strelitze hat es doch gehört. Er holt seine Cameraden, faßt den Greis bei den Haaren, schleppt ihn vor die Thür und ermordet ihn.

Andere suchten den Arzt Vangard, ohne ihn finden zu können. Sie finden seinen Sohn.

„Wo ist dein Vater?" fragen sie.

„Ich weiß es nicht," antwortet der junge Mensch.

„Dann sollst Du für ihn büßen," erwiederten sie, und stoßen ihn nieder.

Dann begegnet ihnen ein anderer Arzt, ein Deutscher. Sie halten ihn an.

„Ich bin nicht Vangard," versichert er.

„Aber Du bist ein Arzt."

„Ja."

„Wenn Du den Zar Feodor nicht vergiftet hast, so hast Du Andere vergiftet."

Sie ermorden ihn.

Endlich finden sie den lange gesuchten Vangard. Der arme Teufel hatte sich in einen Bettler verkleidet. Sie schleppen ihn vor den Palast. Die übrigen Prinzessinnen, die ihm sehr gewogen waren — es waren, außer der Zarewna Sophie, fünf Prinzessinnen aus erster und eine aus zweiter Ehe — die übrigen Prinzessinnen bitten um sein Leben; aber die

Strelitzen antworten, er habe nicht nur als Arzt, sondern als Hexenmeister den Tod verdient.

Sie haben nemlich eine ausgetrocknete Kröte und eine Schlangenhaut in seiner Wohnung gefunden — folglich muß er ein Hexenmeister seyn.

Auch Iwan Naryschkin wollen sie durchaus haben; sie behaupten, er sey im Palast versteckt; sie wollen den Palast in Brand stecken und nicht nur Iwan, sondern alle Bewohner verbrennen.

Die Schwester Naryschkin's und die andern Prinzessinnen bekommen nun Furcht. Sie suchen den jungen Mann in seinem Versteck auf und erklären, daß sie ihn nicht länger verbergen können. Iwan erwiederte, er sey bereit zu sterben, verlangt aber die Tröstungen der Religion. Der Patriarch wird geholt, nimmt ihm die Beichte ab und gibt ihm die letzte Oelung; dann nimmt er in die eine Hand das Bild der heil. Jungfrau, und mit der andern führt er den jungen Mann, den er unter dem heiligen Bilde zu schützen sucht, aus dem Palast.

Aber die Mörder haben weder Ehrfurcht vor dem Gnadenbilde noch Mitleid mit den Prinzessinnen, sie entreißen den jungen Fürsten den Händen des Patriarchen, schleppen ihn die Treppe hinunter, stellen ihn neben Vangard, stoßen die beiden Unglücklichen nieder, zerstückeln die Leichen und stecken die Köpfe, Hände und Füße auf die Eisenspitzen des Gebäudes.

Inzwischen hat die Prinzessin Sophie die Flucht der Zarin Nathalie und ihres Sohnes Peter bemerkt. Sie schickt ihnen die Strelitzen nach.

Der junge Prinz und seine Mutter haben bereits sechzig Werste zurückgelegt, als sie hinter sich eine Staubwolke sehen,

und fernes, immer näherkommendes Geschrei hören. Sie sind erkannt. Die Mutter, entschlossen ihren Sohn aufs äußerste zu vertheidigen, flüchtet sich mit ihm in eine Kirche. Es ist die Dreifaltigkeitskirche: vielleicht werden die Mörder Bedenken tragen, die Heiligen zu entweihen.

Aber die Strelitzen erbrechen die Kirchenthür. Mutter und Sohn stehen vor dem Altar. Einer der Unholde ergreift den jungen Prinzen und zückt den Säbel —

Aber das Haupt des Knaben war nicht dem Untergange geweiht. Reiter erscheinen an der Thür, sprengen in die Kirche und ergreifen den Arm des Strelitzen. — Peter ist gerettet.

Um nicht des Brudermordes beschuldigt zu werden, läßt Sophie sich selbst zur Regentin ausrufen und erhebt Iwan zugleich mit dem unmündigen Peter auf den Thron der Zaren.

Die Zarin Nathalie führt zitternd ihren Sohn in den Kreml zurück, wo er mit einiger Rücksicht behandelt wird.

Während seines Aufenthaltes in der alten Zarenburg, von 1682 bis 1686, hört er eines Tages im Hofe ein Klagegeschrei. Er öffnet das Fenster, und sieht einen Strelitzen, der einen kleinen Pastetenverkäufer an den Ohren zieht. Er befiehlt dem Soldaten den Knaben loszulassen und läßt diesen zu sich kommen.

Der kleine Pastetenverkäufer erschien ohne Furcht vor dem jungen Prinzen, der etwa im gleichen Alter mit ihm war, und gab auf dessen Fragen die drolligsten Antworten.

Aus den Fragen und Antworten ergab sich, daß der neue Bekannte des jungen Zaren Alexander Menschikow hieß, und der Sohn eines Bauern war, der vor dem Kreml eine Pastetenbude hatte. Der Kleine, der bereits seit zwei Jahren

mit der Waare hausiren ging, war auf den Gedanken gekommen, seine Pasteten in den Höfen des Kreml feilzubieten; ein Strelitze hatte ihn bei den Ohren gezogen und der junge Zar, durch das Geschrei aufmerksam gemacht, hatte ihn zu sich kommen lassen. Dies war die ganze Geschichte des armen Knaben.

Sein Alter wußte er nicht anzugeben; damals wurden in Rußland keine Geburts- und Sterberegister geführt. Aber Peter beschloß diese Lücke auszufüllen. Der Knabe mußte dreizehn bis vierzehn Jahre alt seyn, wie Peter. Der junge Zar, dem er gefiel, ernannte ihn auf der Stelle zu seinem Pagen und machte ihn zu seinem täglichen Gesellschafter.

Der kleine Pastetenverkäufer wurde später der allmächtige Fürst Menschikow. Wäre es nicht eben so gut für ihn gewesen, wenn er nie in den Hof des Kreml gekommen wäre?

Einige Zeit nach diesem an sich ganz unbedeutenden Vorfall, als der junge Zar bei Ismailow, einem Lusthause seines Großvaters Michail, spaziren ging, bemerkte er eine verlassene Schaluppe. Es war ein mit Masten und Rudern versehener Walfischfänger.

»Warum ist diese Schuluppe nicht so gebaut wie die, welche ich auf der Moskwa fahren sehe?« fragte der Knabe seinen Lehrer Timmermann.

»Weil sie zum Rudern und Segeln eingerichtet ist,« antwortete der Lehrer, »die Boote auf der Moskwa hingegen werden nur gerudert.«

»Wir wollen die Schaluppe einmal versuchen,« sagte der junge Prinz.

»Fürchten denn Ew. Majestät nicht das Wasser?« fragte Timmermann.

»Ein Zar,« antwortete Peter, »darf nichts fürchten.«

Peter war in seiner Kindheit einst durch das Plätschern eines Wasserfalls erschreckt worden, und dadurch hatte er eine solche Abneigung gegen das Wasser bekommen, daß er Zuckungen bekam, wenn er über einen Fluß setzen mußte. Aber später hatte er sich aus freien Stücken ins Wasser gestürzt, und so die Furcht vor diesem Element überwunden.

Der Knabe, der bei dem Plätschern eines Wasserfalls gezittert, sollte einst ganz ruhig das Brausen des Oceans anhören.

Man zog die Schaluppe aus dem Schoppen hervor; aber sie mußte aufgetakelt und kalfatert werden.

Peter fragte nach dem Zimmermeister, der sie gebaut.

»Es ist Meister Brandt,« antwortete man ihm.

»Wo ist Meister Brandt?«

»Er muß in Moskau seyn.«

»Holet ihn.«

Man suchte Meister Brandt und fand ihn.

Alexei hatte einst mit großen Kosten einen Schiffsbaumeister mit Zimmerleuten und Matrosen aus Holland kommen lassen. Der Schiffsbaumeister, Namens Bothler, hatte einen Zimmermann, Namens Brandt, mitgebracht. Bothler und Brandt hatten auf der Wolga eine Fregatte und eine Jacht erbaut; sie hatten diese beiden für den kaspischen See bestimmten Schiffe nach Astrachan gebracht.

Aber es brach zu jener Zeit ein Aufruhr aus. Der Anführer der Meuterer bemächtigte sich der beiden Schiffe, zerstörte sie und ermordete den Capitän und einen Theil der Matrosen. Einige der letzteren, die dem Säbel Stenko's entrannen, flüchteten sich nach Persien.

Brandt blieb in Rußland und begab sich nach Moskau zurück. Es war eine Fügung der Vorsehung.

Brandt setzte die alte Schaluppe in brauchbaren Stand und ließ sie mit dem jungen Prinzen manövriren.

Inzwischen schickte Prinzessin Sophie, die ihre Pläne hatte, den jungen Zaren in das achtzig Werste von Moskau gelegene Dorf Preobraschensk. Fünfzig junge Russen sollten ihn dahin begleiten, nicht wie die fünfzig Gefährten des Sesostris — die Elite der Egypter — nicht wie die fünfzig Genossen des Cyrus — die Elite der Perser — sondern als seine Spielcameraden, zum Zeitvertreib. Man ahnte und fürchtete bereits ein Genie in dem jungen Zaren, und es sollte durch Völlerei vernichtet werden.

Peter nimmt seinen Pagen Menschikow mit, läßt seine liebe Schaluppe auf einen See unweit des Dorfes bringen und seinen treuen Brandt kommen.

Zu derselben Zeit schickte ihm die Vorsehung eine neue Stütze. Einige Tage vor seiner Abreise aus Moskau hat ihm der dänische Ministerresident seinen Secretär Lefort vorgestellt und empfohlen. Er hat eine Weile mit ihm gesprochen.

Lefort war ein Piemontese, dessen Familie in Turin und später in Genf wohnte. Er war mit einem Obersten Western, der für den Zar Alexei in Belgien einige Soldaten angeworben hatte, nach Rußland gekommen; als aber die beiden Abenteurer mit ihren Recruten nach Archangel kamen, war der Zar Alexei todt, Rußland im Aufstande. Der Gouverneur von Archangel hatte den Obersten Western, Lefort und die Recruten im tiefsten Elende gelassen. Jeder hatte nun seinen eigenen Weg eingeschlagen. Unter tausend Gefahren war Lefort nach Moskau gekommen; hier hatte er sich dem dänischen Ministerresidenten vorgestellt und war dessen Secretär geworden.

Der junge Zar glaubte die Schuld seines Vaters abtragen zu müssen: er machte Lefort den Antrag ihn nach Preobraschensk zu begleiten. Lefort nahm es an.

Das Dorf, in welches Peter verbannt worden, wird nun unter Lefort's Commando eine Militärschule; seine fünfzig Gefährten sollen die Offiziere eines Regimentes werden, das den Namen des Dorfes führen soll. Es soll das Regiment Preobraschensk heißen.

Aber ehe seine Gefährten Offiziere werden, müssen sie als Soldaten dienen. Er selbst will in ihrer Mitte dienen; er will stufenweise aufsteigen, will alle Grade verdienen. Er will Trommelschläger, Soldat, Unteroffizier, dann Offizier werden. Er selbst will mit dem Schubkarren die Erde zu den Verschanzungen fahren; wenn die Redoute erbaut ist, will er einen Theil seiner Nächte Schildwache stehen; dann will er als gemeiner Sapeur mit der Axt die mühsam errichteten Werke wieder zerstören.

Mitten in diesen Uebungen, die seinen Körper stählen, seinen Geist kräftigen, erreicht Peter das siebzehnte Jahr. Er ist schon beinahe sechs Fuß hoch, und wird noch wachsen; er versteht seine Schaluppe geschickt zu lenken, exercirt vollkommen als Infanterist, Cavallerist und Artillerist, führt die Axt wie der geschickteste Zimmermann; er drechselt, meißelt, zeichnet, spricht russisch, holländisch und deutsch. — Er braucht nur eine Gelegenheit sich der Welt kundzugeben.

Diese Gelegenheit bietet sich dar. Die Prinzessin Sophie hat sich in Peters Abwesenheit mit dem schwachköpfigen Iwan vermält. Aber Peter hat protestirt, und sechshundert Strelitzen rücken gegen ihn an.

Peter, zur rechten Zeit gewarnt, versammelt seine Ge-

fährten unter Lefort's Commando und flüchtet sich mit ihnen in dasselbe Dreifaltigkeitskloster, wo sein Leben schon einmal so wunderbar gerettet wurde.

Dort läßt er sich zum Kaiser ausrufen und fordert seine treuen Unterthanen auf, sich um ihn zu schaaren.

Die Bojaren eilen herbei, der Patriarch tritt auf die Seite des Zaren; die Regentschaft der Prinzessin Sophie wird als widerrechtliche Anmaßung erklärt und Peter zieht an der Spitze des Regiments Preobraschensk siegreich in die Hauptstadt Moskau ein.

XIV.

Peter der Große.

(Fortsetzung.)

Als Peter den Thron besteigt, ist der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nahe. Mit Asien ist man so ziemlich fertig. Mustapha II. ist vom Kaiser Leopold besiegt. Sobieski stirbt, an der Rettung Polens verzweifelnd. August von Sachsen, der gewaltige Zecher, wird zum Nachtheil des Prinzen von Conti in Kurzem den Thron besteigen. Wilhelm I. ist König von Großbritannien. Ludwig XIV. hält bereits die Feder in der Hand, um den Friedensvertrag von Rhwijk zu unterzeichnen. Der Churfürst von Brandenburg handelt um den preußischen Thron. Carl XI. ist dem Tode nahe.

Rußland, unter den Nachkommen Rurik's dem Osten zugewandt, richtet nun seinen Blick wieder nach Westen; die den Bewohnern des Nordens so natürliche, aber durch die tatarische Invasion abgelenkte Neigung, Wärme und Licht zu suchen, tritt unbezwingbar wieder in ihre Rechte.

Die Grenzen sind: im Osten die Kette des Uralgebirges, im Süden eine zwischen Astrachan und Kiew gezogene Linie, im Westen der Dniepr und die Dwina; im Norden die beiden von Iwan dem Schrecklichen zerstörten Städte Pskow und Nowgorod, und noch weiter nach Norden das weiße Meer, das fünf Monate des Jahres von Stürmen durch-

tobt, in den übrigen sieben Monaten verödet, mit einer starren Eisdecke überzogen ist.

Peter hat ein Reich ohne Verkehrswege, ohne Seehafen geerbt; wie ein Löwenbändiger findet er sich innerhalb seiner Grenzen eingeschlossen mit Barbarei, Aufruhr und Gewaltthat. Zuerst will er diese drei Ungethüme bändigen; dann will er sich dem Nordwesten zuwenden. Dort ist ein europäisches Meer, zwar kalt und unwirthlich, aber mit civilisirten Küstenländern. Es hat ja den finnischen Meerbusen und den Hafen von Riga — zwei Oeffnungen, durch welche die stinkenden Dünste Asiens entweichen können. Die Küstenländer gehören freilich einem kriegerischen Volke, die festen Plätze werden von einem dreifach überlegenen Heere vertheidigt. Doch dieses Hinderniß schreckt den kühnen Zar nicht ab, wenn die Stunde gekommen seyn wird, will er gerade darauf losgehen, den Stier bei den Hörnern fassen und zu Boden werfen.

Aber um Andere zu besiegen, muß man zuerst sich selbst bezwingen; um Andere zu belehren, muß man selbst Kenntnisse besitzen; um der Barbarei ein Reich zu entreißen, muß man sich selbst civilisiren.

Peter will den alten Bojaren Ramodanowski als Civilgouverneur in Moskau zurücklassen, er ist der unerschütterlichen Treue dieses Mannes gewiß. Als Militärcommandanten sollen Lefort und Gordon zurückbleiben.

Lefort ist uns bereits bekannt. Gordon ist ein Schotte, der ihm Blut und Leben verpfändet hat, und er wird mit echt schottischer Treue sein Versprechen halten.

Peter selbst will mit Cirkel, Axt und Zergliederungsmesser seine Reise durch Europa machen, wie einst die Handwerks-

gesellen wanderten, und wie sie will er erst in seine Heimat zurückkehren, wenn er Meister werden kann.

Ein beispielloser Entschluß! Der despotische Beherrscher eines Volkes, wo der Edelmann der Sclave des Zaren, das Volk der Sclave des Edelmannes, der Sohn der Sclave des Vaters, das Weib die Sclavin des Mannes ist, thut mehr für die Freiheit aller dieser Menschen, als je ein Patriot der Neuzeit oder ein Republicaner des Alterthums gethan hat. Er muß mit Feuer und Schwert eindringen in die übereinanderliegenden Schichten von Sclaven. Denn Edelleute, Popen, das niedere Volk, Weiber und Söhne werden festhalten an der uralten Barbarei, an den rohen Sitten, an der Finsterniß, durch welche Rußland — wie ein russischer Schriftsteller sagt — mehr ein Wald als ein Reich geworden war.

Wen werden die ersten Streiche des Athleten treffen? Die Strelitzen, denn diese werden sich zuerst gegen ihn auflehnen. Die Strelitzen sind die Unzufriedensten und glauben daher an eine allgemeine Unzufriedenheit. Sie sind in Gefahr, durch europäisch eingerichtete Regimenter ersetzt zu werden. Zwölftausend Ketzer unter dem Befehl eines Genfers und eines Schotten bleiben Herren der heiligen Stadt Moskau, während sie an die Grenze geschickt sind; sie wollen aber nicht gegen die Türken oder Kosacken kämpfen, sondern die Zaren auf den Thron setzen und stürzen.

Peter kann nicht abreisen. Zwei Anführer der Strelitzen, Czikler und Sukanin, haben gegen den jungen Zar, in welchem sie einen unversöhnlichen Feind ahnen, eine Verschwörung angezettelt. Nach der Ermordung des Zaren will man Iwan aus seinem Palast, Sophie aus ihrem Gefängniß ho-

len und unter ihrem Namen die lange Herrschaft der Rohheit und Willkür, welche die Lebensbedingung der modernen Prätorianer ist, fortsetzen.

Wie die Verschwörer ihren Zweck zu erreichen gedenken? Sie wollen ein Haus in Brand stecken; der thatkräftige, junge Zar wird natürlich herbeieilen und sich unter die Menge mischen; er soll sammt allen Ketzern, mit denen er das heilige Rußland besudelt, unter den Dolchen der Meuterer fallen.

Die Mitternachtstunde wird zur Ausführung des Planes bestimmt. Um eilf Uhr will man sich zu einem Trinkgelage versammeln, um den Zagenden Muth zu machen.

Aber vor dem Trinkgelage verlieren zwei der Verschworenen den Muth; sie lassen sich bei dem Zar melden und zeigen ihm die Verschwörung an.

Peter nimmt seine Maßregeln. Er läßt seinen Gardecapitän kommen und befiehlt ihm, das Haus, in welchem sich die Verschwörer versammeln wollen, zu umzingeln. Wenn sie gefangen sind, will er mitten unter ihnen erscheinen und über ihr Schicksal entscheiden.

Der junge Zar irrt sich jedoch: seine Ungeduld treibt ihn zu voreiligen Schritten. Er glaubt seinem Gardecapitän den Befehl gegeben zu haben, um eilf Uhr in das Haus zu dringen, und er selbst erscheint um ein Viertel auf zwölf. Er findet alle Verschwörer ganz frei das Glas in der Hand, den Säbel an der Seite. — Der Zar ist in der Gewalt der Verschwörer.

Zum Glück nimmt der Fuchs zuweilen die Larve des Fuchses. Peter tritt lächelnd unter die erstaunten Zecher.

»Cameraden,« sagt er, »ich habe draußen das Klin-

gen der Gläser gehört; ich habe das Licht durch die Spalten der Fensterläden gesehen, und ich dachte, es gebe hier einen Schmaus — also Platz für einen lustigen Tischgenossen!«

Und der Zar nimmt mitten unter den bestürzten Verschwörern Platz.

Er schenkt sich zu trinken ein und sagt, sein Glas emporhebend:

»Auf meine Gesundheit!«

Die Verschwörer sehen sich genöthigt, auf die Gesundheit des Zaren zu trinken.

Aber bald erholen sich die Strelitzen von ihrem Erstaunen, es werden drohende Blicke gewechselt. Die Vorsehung thut ja mehr für sie, als sie hoffen und erwarten konnten. Das erkorne Opfer hat sich selbst in die Hände der Henker geliefert.

Czikler neigt sich zu Sukanin und sagt, den Dolch halb aus der Scheide ziehend:

»Bruder, es ist Zeit!«

»Noch nicht,« erwiedert Sukanin, dem der Muth fehlt.

Peter hört die Antwort und zugleich die gemessenen Schritte einer bewaffneten Schaar, die das Haus umzingelt.

»Noch nicht?« wiederholte er; »für mich ist's Zeit, Du Hund!«

Er springt auf und wirft den Rebellen mit einem Faustschlage zu Boden.

Alle Verschwornen ziehen unter lautem Hurrahrufe ihre Dolche. Was nützt dem Riesen seine herkulische Kraft, er muß

unterliegen. Wie könnte er sich gegen zwanzig bewaffnete Männer vertheidigen?

Aber in diesem Augenblicke thut sich die Thür auf und die Leibgarde erscheint.

»Endlich!« sagte Peter mit gebietender Geberde.

Die Verschwornen sehen ein, daß sie verloren sind. Ohne sich zur Wehr zu setzen, fallen sie auf die Knie.

»Bringet Ketten her!« befiehlt der Sieger. »So vollziehst Du meine Befehle?« sagt er zu dem Gardeoffizier und gibt ihm eine Ohrfeige.

Der Offizier zieht den Befehl aus der Tasche. Peter liest: »Schlag halb zwölf« und sieht nach seiner Uhr. Es ist halb zwölf.

Er sieht ein, daß er Unrecht hat, schließt den Offizier in seine Arme, küßt ihn dreimal nach russischer Sitte, lobt seine Treue und ernennt ihn zum Hüter der Verschworenen.

Die Verbrecher wurden gefoltert, nicht um ihnen Geständnisse zu entlocken, das Verbrechen war ja klar, sondern um ihnen alle möglichen Qualen zu bereiten — dann wurden sie hingerichtet. Ihre Köpfe wurden auf eine Säule gesteckt und ihre verstümmelten Gliedmaßen öffentlich ausgestellt.

Nach Beendigung dieser Hinrichtung dachte der Zar wieder an seinen Reiseplan. Aber ehe er Europa besuchte, hatte er mit den Chinesen Frieden zu schließen und gegen die Türken Krieg zu führen.

Mit dem himmlischen Reiche war man im Streite wegen einiger am Amur gelegenen russischen Forts. Der Fluß Amur, von den Mandschus der »schwarze Fluß«, von den Chinesen der »Drachenfluß« genannt, aus der Vereinigung des Argun mit der Schilka entstanden, fließt anfangs in süd-

östlicher Richtung, wendet sich dann nordwärts und fließt durch den Kulumsee, bewässert die Mandschurei und ergießt sich, der Insel Tarrakai gegenüber, in einen Busen des ochozkischen Meeres.

Die Amerikaner haben dem Kaiser von Rußland unlängst den Antrag gemacht, von Moskau zum Amur eine Eisenbahn und auf diesem Strome zum ochozkischen Meere eine Dampfschiffahrt zu errichten. Sie verlangen kein anderes Zugeständniß als eine Werst Landes zu beiden Seiten der von ihnen zu erbauenden Eisenbahn. Der Kaiser lehnt es ab, die Yankees geben aber keine Ruhe.

Wir kehren zu den Streitigkeiten des Zaren Peter I. mit dem himmlischen Reiche zurück.

Die Chinesen schickten Bevollmächtigte an den Fluß Kerbesch. Golowin, der Gouverneur von Sibirien, fand sich ebenfalls mit einem glänzenden Gefolge ein. Zwei Jesuiten, ein Franzose Namens Gerbellon, und ein Portugiese Namens Pereira, dienten als Dolmetscher. Die Grenzen der beiden Reiche wurden endgiltig festgestellt. — Es waren die beiden umfangreichsten Länder der Erde.

Als der Friede mit den Chinesen geschlossen war, kam der Krieg gegen die Türken.

Der Zeitpunkt war günstig. Venedig, das von den Türken eine Weile gedemüthigt worden war, erhob sich wieder, und Morosini, der ihnen Candia zurückgegeben, nahm ihnen den Peloponnes. Leopold war in Ungarn glücklich gewesen. Die Polen hielten die krim'schen Tartaren im Zaume. Es kam vor Allem darauf an, sich mitten unter die Kämpfenden zu drängen und Asow, den Schlüssel des schwarzen Meeres, den Weg nach Asien, zu nehmen. Wenn der Zar diesen Schlüs-

sel in der Tasche haben würde, wollte er versuchen, Schlüsselburg, den Schlüssel des baltischen Meeres, den Weg nach Europa, den Schweden zu entreißen. Den Schlüssel der Ostsee wollte er dann zu dem Schlüssel des schwarzen Meeres stecken.

Gordon rückte mit fünftausend, Lefort mit zwölftausend Mann gegen Asow. Ueberdies marschirte Tschernyschew mit den Strelitzen und einem starken Kosackencorps am Don hinunter. Peter war bei der Armee, aber diente nur als Freiwilliger. Der Zar verdiente sich alle seine Grade mit dem Degen.

Er ist Trommelschläger und Soldat gewesen. Nach dem Siege bei Asow wird er Artilleriehauptmann, und als solcher wird er im Triumph an seinem leeren Thron vorüberziehen.

Später wird ihm Menschikow, den er zum Obergeneral ernannt, den Rang eines Obersten verweigern und statt seiner einen verdienstvollern Offizier ernennen. In der Folge, nach dem Siege bei Pultawa wird er Generalmajor und endlich nach einem Seegefecht Viceadmiral werden. Er wird sich erst dann wirklich als Kaiser betrachten, wenn er nach den Siegen über fremde Feinde sich selbst bezwungen. In diesem Kampfe wird er freilich unterliegen, aber wie Epaminondas mitten im Siege.

Während er Asow belagert, stirbt sein Bruder Iwan kinderlos, er ist also der Alleinherrscher. Die Prinzessin Sophie ist freilich noch da, aber man hat ein wachsames Auge auf sie.

Peter errang einen doppelten Sieg: er nahm Azow und schlug die türkische Flotte.

Er wollte nur als Triumphator in die Hauptstadt Moskau einziehen, wie Pompejus und Cäsar in Rom eingezogen waren. Er ließ nicht für sich, sondern zur Ehre der Siegesgöttin Triumphbögen errichten. Unter diesen ziehen Tschernyschew, Gordon, Lefort und die Soldaten, die zur See gesiegt haben, hindurch — denn es lag ihm hauptsächlich an der Begründung einer Seemacht, — dann die anderen Generale mit dem Landheere, in welchem er damals erst Artilleriehauptmann war.

Der Friede mit China ist nun geschlossen, die Türken sind geschlagen, Peter kann nun Europa besuchen.

Aber zuvor hat er sich einer doppelten Pflicht zu entledigen. Er läßt die von Brandt erbaute Schaluppe auf einen See unweit des Dreifaltigkeitsklosters bringen. Diese Schaluppe ist noch jetzt an Peters Häuschen gelehnt und wird von den Gläubigen als die »Urgroßmutter der russischen Flotte« verehrt.

Er läßt ferner das Porträt des ersten in die Listen des Regiments Preobraschensk eingeschriebenen Soldaten anfertigen. Dieses Bild befindet sich in der Bibliothek.

Endlich im Jahre 1697 reist er ab, und zwar im Gefolge seiner drei Gesandten. Diese drei Gesandten sind: Lefort, sein Admiral; Golowin, der den Frieden mit den Chinesen geschlossen, und der Staatssecretär Wonitzin, der den Zar lange an fremden Höfen vertreten hat.

Im Gefolge dieser drei Gesandten befanden sich vier Secretäre, zwölf Edelleute, sechs Pagen und fünfzig Gardisten nebst ihren Offizieren vom Regimente Preobraschensk.

Peter hatte nur einen Kammerdiener, einen Livréebedienten und einen Zwerg bei sich.

Ueber die Sicherheit der Hauptstadt Moskau haben der Militärcommandant mit den zwölftausend Abenteurern, die sich bei der Belagerung von Asow so hervorgethan, und der Bojar Romodanowski zu wachen.

Auf diese beiden Männer kann sich der Zar unter allen Umständen verlassen, sie werden, wenn's seyn muß, das Leben für ihn opfern.

Die Gesandtschaft reiste durch Pommern, Berlin, Westphalen, nach Holland. Peter trifft vierzehn Tage vor dem Gesandten in Amsterdam ein. Anfangs nimmt er seine Wohnung im Hause der indischen Compagnie; aber er glaubt hier zu viel Aufsehen zu machen und miethet sich an den Werften der Admiralität ein. Endlich legt er Matrosenkleider an, geht nach Saardam und tritt unter dem Namen Peter Michailow bei einem Schiffsbaumeister in Arbeit.

Von Zeit zu Zeit begab er sich nach Amsterdam, um bei Ruysch Anatomie und bei Wisten Physik zu studiren.

Wir haben bereits erzählt, wie er auf der Ueberfahrt nach England den Bretagner Villebois kennen lernte und wie dieser sein Günstling wurde.

In Holland erfuhr er, daß die in der Ukraine garnisonirenden Strelitzen, durch die Prinzessin Sophie aufgereizt, gegen Moskau gerückt und von Gordon in zwei Treffen geschlagen worden waren. In dem ersten hatten sie siebentausend Todte auf dem Schlachtfelde gelassen; in dem zweiten hatten achttausend die Waffen gestreckt.

Peter frohlockte: die Meuterer waren in seiner Gewalt. Er reiste nach Moskau ab.

Die vormals fünfunddreißig- bis vierzigtausend Mann starken Strelitzen zählten nur noch siebzehn- bis acht-

zehntausend. Eine schlaue Berechnung Peters hatte sie decimirt; in dem Türkenkriege hatte er sie, als die besten Soldaten, immer vorgeschoben, und so waren ihre Reihen stark gelichtet worden. Die Offiziere hätten allerdings die Lücken wieder ausfüllen sollen; aber Peter, der sonst so streng war, schien diese Lücken gar nicht zu bemerken, und da er den Offizieren, die nur noch siebzehn- bis achtzehntausend Mann zu besolden hatten, nach wie vor den Sold für vierzigtausend auszahlte, so glaubten die Offiziere nicht gewissenhafter seyn zu müssen, als der Zar. Sie ließen die Lücken, und würden dieselben nöthigenfalls noch größer gemacht haben.

Peter reiste so schnell, daß er in ein Thor von Moskau kam, während die gefangenen Strelitzen in ein anderes Thor einzogen.

Es bot sich nun eine Gelegenheit, diese Banditen für alle Zukunft unschädlich zu machen, und Peter ließ diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen. Er ließ den Prozeß in allen gegen Räuber und Mörder üblichen Formen anhängig machen. Zweitausend wurden zum Galgen, fünftausend zur Enthauptung verurtheilt.

Die Hinrichtungen dauerten nur einen Tag. Der Zar Peter pflegte solche Geschäfte sehr schnell abzuthun. Man brachte die siebentausend Verurtheilten in einen mit Palissaden umgebenen Raum, um welchen zweihundert Galgen errichtet waren. An jedem Galgen konnte man zehn Strelitzen aufhängen.

Der Zar saß auf seinem Thron und auf den Stufen des Thrones saßen alle Fürsten, Edelleute und Offiziere seines Hofes.

Man ließ je zehn der Verurtheilten vorführen. Der Zar

zählte sie; dann wurden sie aufgeknüpft und zehn andere geholt. So zählte der Zar bis zweitausend.

Um eilf Uhr Vormittags waren diese ersten Hinrichtungen beendet. Man begann nun die Enthauptungen. Die Vorkehrungen dazu waren eben so umsichtig getroffen worden wie für das Erhängen. Neben den Galgen hatte man nicht einzelne Blöcke, sondern lange Balken gelegt, auf deren jedem man hundert Verurtheilte enthaupten konnte.

Der Zar ließ die ersten hundert Strelitzen vorführen. Diesen schlug er eigenhändig die Köpfe ab. Er hatte als Zimmermann das Beil führen gelernt.

Dann ließ er hundert Beile unter seinem Gefolge vertheilen.

»Ich habe das Meinige gethan,« sagte er. »Jetzt ist die Reihe an Euch.«

In seinem Gefolge waren der Großadmiral, der Großkanzler, es waren da die Menschikow, Apraxin, Dolgoruki; es mochte wohl manchem die Hand zittern, aber keiner von ihnen wagte sich dem Befehle des Zaren zu widersetzen.

Als jeder von ihnen seine zehn bis zwölf Köpfe abgeschlagen hatte, erlaubte ihnen der Zar die Beile den Soldaten zu reichen. Diese vollendeten das blutige Werk, aber unter den Augen des Zaren und seiner Hofleute.

Ein einziger Strelitze wurde begnadigt. Es war ein schöner, junger Mann von etwa zwanzig Jahren, Namens Iwan Orlow. Als er auf den Block zutrat, fand er einen Leichnam, der ihm den Weg versperrte.

»Du mußt mir Platz machen,« sagte er, »denn jetzt kommt die Reihe an mich.«

Und er stieß den Leichnam mit dem Fuße auf die Seite.

Diese Kaltblütigkeit imponirte dem Zaren.

„Ich begnadige ihn!“ rief er dem Soldaten zu, der schon das Beil hob.

Peter ernannte den Begnadigten sogar zum Offizier in einem Garderegimente und machte ihn dadurch zum Edelmann.

„Grigorij, Iwan Orlow's Sohn, General und Gouverneur von Nowgorod, hatte fünf Söhne: Johann, Grigorij, Alexei, Theodor und Wladimir. Grigorij war der Günstling Katharinens, und es fehlte nicht viel, so hätte er mit ihrer Hand den Zarentitel erhalten. Alexei war der Mörder Peters III. und der Sieger von Tschesme.

Mit dem jungen Orlow wurden noch drei andere Strelitzen verschont, aber nur für den Augenblick; sie sollten eine noch schrecklichere Strafe erleiden.

Es waren die drei Verfasser einer Adresse, welche die Prinzessin Sophie, die ihr ganzes Leben lang gegen ihren Bruder Peter conspirirte, auf den Thron berief.

Die Prinzessin Sophie war in Haft. Die drei Strelitzen wurden vor dem Fenster des Gefängnisses gehängt. Der Galgen des Einen, dem man die Adresse in die Hand gegeben, war dem Gefängniß so nahe, daß der im Todeskampfe sich ausstreckende Arm des Strelitzen ins Fenster reichte. — Die drei Hingerichteten blieben auf Befehl des Zaren vor dem Fenster hängen, bis sie in Verwesung übergingen.

Dieser Anblick machte einen so erschütternden Eindruck auf die Prinzessin, daß sie den Zaren bat, sich in ein Kloster zurückziehen und ihren Namen, der eine so traurige Berühmt-

heit erlangt hatte, gegen den Klosternamen Mayrka vertauschen zu dürfen. Beide Bitten wurden ihr gewährt. — Sie starb 1704.

Die Strelitzen hatten, wie schon erwähnt, in ihrem ersten Treffen gegen Gordon siebentausend Mann verloren. Die übrigen dreitausend hatten sich in verschiedenen Richtungen zerstreut.

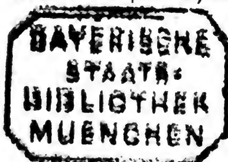
Der Zar wollte sie völlig ausrotten. Er ließ im ganzen russischen Reiche bei Todesstrafe verbieten, die Flüchtlinge zu beherbergen oder ihnen Nahrung zu reichen. Die Unglücklichen verschmachteten; man fand ihre Leichen auf den Wegen, in den Wäldern auf den Steppen.

Die Weiber und Kinder der Hingerichteten wurden in die wüsten Gegenden Rußlands gebracht. Jede Familie erhielt für sich und ihre Nachkommen das Verbot, den ihr angewiesenen Ort zu verlassen.

Um das Andenken an diese tausendfältigen Hinrichtungen zu verewigen, ließ Peter an den Landstraßen Pyramiden errichten mit Inschriften, welche das Verbrechen und die Strafe der Schuldigen erzählten.

Später machte es Mahmud eben so mit den Janitscharen, und Mehemet-Ali mit dem Mamluken.

Ende des ersten Theiles.



Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

vertau-
– Sie

ihrem
loren.
ungen

anzen
ge zu
ückli-
egen,

en in
e er-
t an-

tun-
iden
die

ha-

In **Hartleben's Verlags-Expedition** in Pest, Wien und Leipzig ist erschienen:

Alexander Dumas'

neueste Werke in autorisirten Ausgaben:

Die Zwillingsschwestern von Machecoul.

Historischer Roman.

Vollständig in 5 Theilen. 3 fl.

Dieser Roman entrollt das an interessanten Episoden so reiche Drama des zweiten Aufstandes in der Vendée und erzählt alle abenteuerlichen Begebenheiten, die jener royalistischen Erhebung ein so anziehendes Gepräge verleihen; die Landung der kühnen, lebensfrohen Herzogin von Berry an der französischen Südküste; den schnell unterdrückten Aufstand der Legitimisten zu Marseille; die Flucht der Herzogin in die Vendée; ihr Erscheinen unter verschiedenen Namen und Verkleidungen; ihre vielfachen Abenteuer und Gefahren; die Kämpfe zwischen den Chouans und den Truppen; den Verrath des Juden Deutz und die Verhaftung der Prätendentin zu Nantes. In diese mit Meisterhand entworfenen Schilderungen sind Reminiscenzen aus dem großen Vendéekriege von 1793 verwebt und die originellen reizenden Gestalten der Zwillingsschwestern von Machecoul, so wie die treffend geschilderten Sitten der Vendéer und Bretagner verleihen diesem Werke, das sich den besten des berühmten Verfassers anreiht, einen eigenthümlichen Reiz.

Black,

Leben und Abenteuer eines Schooßkindes.

Nach dem französischen Manuscripte übersetzt von **Dr. G. F. W. Rödiger.**

Vollständig in 3 Theilen. In eleg. Umschl. 1 fl. 12 kr.

Der berühmte Verfasser behandelt in diesem Werke ein originelles Sujet, in welchem er die Abenteuer und Schicksale eines verzärtelten, in seinen Schwächen und Vorzügen mit psychologischer Wahrheit dargestellten Menschen erzählt, der in späteren Jahren als Freund eine geheimnißvolle Rolle spielt. Die Darstellung ist bald pikant und satyrisch, bald idyllisch zart, bald an das Phantastische streifend, stets spannend.

So sei es!

Erster Theil 24 kr., der zweite Theil ist unter der Presse.

